WEGBEREITER DEUTSCHER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Lesestücke für Volkswirtschaftler bei der Wehrmacht

Herausgegeben von Professor Dr. August Skalweit

Heft 3

W. H. RIEHL

Die nationale Arbeit



VITTORIO KLOSTERMANN FRANKFURT AM MAIN

Die Schriftenreihe soll Studenten bei der Wehrmacht die Möglichkeit geben, Meister der deutschen Volkswirtschaftslehre aus eigenen Schriften kennenzulernen. Die Abhandlungen sind so ausgewählt, daß sie sowohl allgemein belehrend als auch für die Persönlichkeit und die wissenschaftliche Haltung des betreffenden Gelehrten charakteristisch sind.

Der für jedes Heft nur begrenzt zur Verfügung stehende Raum (drei bis fünf Druckbogen) gebietet, will man die Wiedergabe von Bruchstücken und Auszügen aus größeren Werken vermeiden, den Abdruck kleinerer Abhandlungen, die ein in sich geschlossenes Ganze darstellen und Kürzungen irgendwelcher Art nicht bedürfen.

Jedem Hefte wird vom Herausgeber eine Würdigung der Persönlichkeit und des wissenschaftlichen Gesamtwerkes des zu Worte gekommenen Autors angefügt, ebenso ein Verzeichnis seiner wichtigsten Schriften und gegebenenfalls des auf ihn sich beziehenden Schrifttums.

W. H. RIEHL

DIE NATIONALE ARBEIT



VITTORIO KLOSTERMANN FRANKFURT AM MAIN

VORBEMERKUNG

Riehls Bücher pflegen nicht ein fest geschlossenes, systematisch gegliedertes Ganze zu bilden, sondern aus Einzelbetrachtungen zu bestehen, die einer leitenden Idee folgen. So findet sich die von uns wiedergegebene Abhandlung über die nationale Arbeit in dem Buche „Die deutsche Arbeit". Ihr sind Betrachtungen über die Arbeitsehre vorhergegangen, und hinterher folgen solche über die Arbeit in Lied und Spruch, in Sitte und Sage, in der Bibel, weiter darüber, wie das Volk den Fleiß wertet, über die Spitzbubenarbeit und über die Poesie der Arbeit u. a. Das 1861 herausgegebene Buch erschien 1883 in dritter Auflage, in deren Vorwort der Sinn des Buches folgendermaßen von Riehl gekennzeichnet wird:

„Ich ging dabei von dem Grundgedanken aus, daß die Arbeit eine sittliche Tat sei und folglich eine höchst persönliche Tat, die aber gerade darum erst in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft sich vollendet. Denn das Sittliche ist das Individuellste, welches sich dem Ganzen opfert.

Die sittliche Tat führte mich zur Ehre der Arbeit; zur erzeugenden Kraft, zur religiösen Weihe der Arbeit; zur Poesie der Arbeit; zum Patriotismus der Arbeit. Bei einer Untersuchung über die Arbeit denkt man heutzutage zunächst an den Kampf um das materielle Dasein. Ich habe vielmehr das Ringen nach idealer Selbstzucht, den Kampf um die höchsten geistigen Güter der Menschheit ins Auge gefaßt. Man denkt zunächst an den Widerstreit des Gewinnes und Besitzes, der aus der ungleich gewürdigten und gelohnten Arbeit erwächst und Stände und Berufe in Neid und Feindschaft trennt. Ich stelle vielmehr die Versöhnung voran, welche im ‚Erfolg' jeder Arbeit für das Ganze liegt und im Erwerb idealer Güter für jeden Arbeiter. So konnte der Grundton des Buches kein materialistischer werden; er ist ein philosophischer und religiöser geworden. Wir lassen Zahlen reden, um das Arbeitsleben eines Volkes darzustellen; — mit vollem Rechte. Ich ließ zur Abwechslung Sprüche, Lieder, Sitten und Sagen reden, um den Arbeitsgeist des deutschen Volkes zu zeichnen; — mir däucht mit nicht minderem Recht. Der Geist enthüllt sich nur im Geiste. Die gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeit diente anderen unzähligemal zum Ausgangspunkte von Untersuchungen über die Gesetze der Arbeit. Ich ging überwiegend von der reinen Geistesarbeit aus, deren Gesetze noch sehr wenig ergründet sind. Bei den sozialen Problemen der Arbeit wird das industrielle Schaffen fast immer in den Vordergrund gestellt. Um so nützlicher dürfte es sein, auch einmal das Schaffen des Gelehrten, des Künstlers, des Schriftstellers, des Staatsmannes in den Vordergrund zu rücken. Tiefe Denker haben die Arbeit wirtschaftlich und sozial aufs schärfste analysiert und haben dabei ihre eigene Arbeit, die Gedankenarbeit, zu analysieren vergessen." — —

Unserem Abdruck liegt die dritte Auflage (die letzte eigener Hand) zugrunde, die, von Riehl mit vielen Zusätzen und auch einigen Korrekturen versehen, von den beiden ersten Auflagen nicht unwesentlich abweicht. Kürzungen wurden nicht vorgenommen, auch auf die Wiedergabe der langen, für Riehls Auffassung charakteristischen Anmerkung im sechsten Kapitel wurde nicht verzichtet.

I. KAPITEL: DIE PERSÖNLICHE ARBEIT UND DIE VOLKSPERSÖNLICHKEIT

Wir erkannten die Arbeit als eine sittliche, folglich auch als eine persönliche Tat des Menschen. Aus der persönlichen Arbeit erwächst notwendig der persönliche Besitz. Das sind Grundsätze, die heutzutage keines Beweises mehr bedürfen. Höchstens ein Kommunist könnte sie antasten; diesen aber würde man durch Beweise, die auf den klarsten Tatsachen der Menschennatur beruhen, dennoch nicht erlösen von seiner fixen Idee.

Gar fein stuft der Sprachgebrauch den inneren Wert der Arbeit ab nach ihrem persönlichen Gepräge. Ein rohes Kunstwerk nennen wir „Handwerksarbeit", ein rohes Handwerksprodukt „Fabrikarbeit"; denn die Maschine arbeitet unpersönlicher als die Menschenhand, der Handarbeiter minder persönlich als der Geistesarbeiter. Rohe Fabrikware heißt man „Bafel" — d. i. Pöbel, und der Pöbel ist der unpersönlichste Kreis des Volkes. So lehrt uns also schon die gemeine Sprache, die feine Lehrmeisterin, daß die persönliche Hand und der persönliche Geist die steigende Weihe der Arbeit bedinge.

Die persönliche Arbeit ist aber im Ringe Ursache und Wirkung zugleich. Sie ist eine persönliche Tat, die, fort und fort geübt, uns selber immer persönlicher macht. Der Mann ist persönlicher als der Jüngling, weil er sein Wesen durcharbeitet hat. Ein durchgearbeitetes Gesicht, ein Originalkopf, zeigt uns die angeborenen gattungsmäßigen Mienen zu persönlichen Zügen hervorgebildet, ein durchgearbeiteter Charakter hat seinen Willen kraft persönlicher Arbeit in die eigenste feste Form geschmiedet.

Das Selbstbewußtsein der Persönlichkeit ist zugleich Ausgangspunkt und höchstes Resultat der persönlichen Arbeit. Wie sich die persönlich selbstbewußte Arbeit des Menschen von allem sogenannten „Arbeiten" der Tiere wesenhaft unterscheidet und noch keine Brücke aufgezeigt ist, welche von dem Seelenleben des Tieres zum Sichselbst-Denken des menschlichen Geistes hinüberführte — so liegt auch in der selbstbewußten Persönlichkeit des Menschen die tiefste Verheißung persönlicher Unsterblichkeit. Unser eigenes Leben erkennend, wissen wir, daß wir sterben werden und ahnen darum im Tode das Leben.

Der Mensch ist jedoch nicht bloß persönlich als Einzelwesen; auch sein Gemeinleben in Familien, Ständen, Stämmen, Völkern gestaltet sich persönlich. Wir sind in Gruppe und Gattung doch wieder eine moralische Person, denn unsere freie Tat webt mit an der Entwicklung unseres Gemeinlebens.

Darum darf man von einer Volkspersönlichkeit reden, indem man sich das ganze Volk als einen Charakter denkt. Je mehr sich ein Volk selbstbestimmend entwickelt, um so größeres Recht gewinnt es auf den Ehrentitel der Volkspersönlichkeit. Aber auch im rohesten Urvolke schlummert der Keim derselben. Die Volkspersönlichkeit im weitesten, aber auch zugleich tiefsten und naturnotwendigsten Sinne sind die Nationen — die Stamm- und Naturvölker.

Nationalität ist der Gegenwart ein heiliges Wort, und gerade weil es uns so heilig ist, treibt andererseits jetzt auch der Teufel so bequem sein Spiel damit. Wer das Wort nicht begreift, der glaubt wenigstens daran. Und gewiß mit Recht. Denn wie der Mann sich selbst begreifen und an sich selber glauben soll, wenn er ein rechter Mann sein will, so soll auch ein rechtes Volk sich selbst begreifen und an sich glauben. Das Selbsterfassen der angestammten Volkspersönlichkeit ist Nationalbewußtsein. Wenn ein Volk sich eins weiß in der Naturgrundlage seines Bestandes, in Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, so erblüht in ihm dieses Bewußtsein und durchdringt all sein Denken, Empfinden und Handeln. Als Naturvolk sind wir Nation, wir wuchsen auf als Nation, während wir uns zum Staatsvolk bildeten. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen sprach Hegel in seiner berühmten Heidelberger Antrittsrede: „Die deutsche Nation hat sich aus dem Gröbsten herausgehauen, da sie ihre Nationalität, den Grund alles lebendigen Lebens gerettet hat." Das sind die vier großen S: Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung, der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erst in dem letzten Atemzuge des Volkes in Trümmer fällt.

Wenn aber der Arbeit die Segenskraft innewohnt, den Menschen immer persönlicher zu machen, so muß sie ähnlich bei den Persönlichkeiten der Menschheit, bei den Volkspersönlichkeiten wirken.

Im Dunkel vorgeschichtlicher Zeit ruht das Geheimnis verhüllt, wie die Naturgrundlagen der Stämme und Völker entstanden sind, wie die Nationen sich geschieden haben. Aber wie die Scheidung sich steigend verpersönlicht, wie jene Naturgrundlagen sich festigen und erweitern, andererseits auch schwächen und zusammenstürzen, das sehen wir fort und fort im hellen Licht der Geschichte.

Mit andern Worten: Gottes Wille hat die Völker geschieden und ihnen den Grundcharakter ihres persönlichen Daseins als eine Naturgabe eingebunden, aber der Völker freier Wille hält diesen Charakter bewußt und freudig fest, er entwickelt und steigert ihn und macht ihn zum Quell alles höheren, freien Gemeinlebens.

Das ist eine Tat, und zwar eine persönliche und sittliche Tat, es ist die nationale Arbeit, durch welche wir unsere Volkspersönlichkeit behaupten und fortbilden.

Dem Volksforscher wie dem Volkslehrer und Sittenprediger ist diese nationale Arbeit eine gemähte Wiese. Der letztere hälts mit Platon, welcher in seiner Republik spricht, es sei leichter, großgeschriebene Schrift zu lesen als kleine und so sei es bequemer, den Begriff der Gerechtigkeit aus den großen Zügen des Staatslebens zu entziffern als aus den kleinen des Einzellebens. Ähnlich zeigt uns auch die Geschichte der Nationen die Moral der Arbeit in Frakturbuchstaben, und die Geschicke der Völker predigen diese Moral erhabener als das kleine Schicksal des Individuums.

Der Volksforscher vollends aber könnte das geistige Gepräge, den Charakter eines Volkes gar nicht wissenschaftlich zergliedern, begründen und urkundlich beglaubigen ohne das Studium der nationalen Arbeit. Darum sind Nationalökonomie und Arbeitsstatistik rechte Zeughäuser und Rüstkammern für die Wissenschaft vom Volke. Alle noch so scharfsinnigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Psyche einer Nation stehen in der Luft ohne den festen, tatsächlichen Boden einer genauen Kunde von ihrer Arbeit und ohne die Erkenntnis der Gesetze, darnach sich die nationale Arbeit entwickelt.

Trotzdem bietet uns jedoch die Nationalökonomie nur eine einseitige Hilfe. Sie befaßt sich nur mit den Gütern, welche man wägen, zählen und messen kann, und nur die materiellen Arbeiter, welche verkehrsfähige Werte erzeugen, sind hoffähig in ihrem Herrscherhause.

Die Arbeitslehre des Volkswirts ist notwendig einseitig; denn sie handelt nicht von der ganzen Arbeit, sie streift höchstens Geistesarbeit und Geistesbesitz, sie hat nicht Raum, diesen Formen des Schaffens ebenso gerecht zu werden, wie dem materiellen Erwerb.
Das ist kein Vorwurf für die Nationalökonomen. Man müßte sonst auch dem Philosophen vorwerfen, daß er kein Theolog und dem Schuster, daß er kein Schneider sei. Denn das Reich des wirtschaftlichen Lebens ist so groß, daß es schon eine eigene Wissenschaft heischt, die darin gültigen Staatsgrundgesetze von Grund aus zu erkennen und zu deuten. Bei der modernen Übermacht der Nationalökonomie sind wir aber infolge der klugen Selbstbeschränkung dieses Wissenszweiges einseitig geworden in unserer Theorie der Arbeit. Jedermann denkt bei einem Buche über die Arbeit vorweg an Landbau und Gewerbe, an Warenballen und Baumwollspindeln, wohl gar an sozialistische Gedankenspiele über die Reform des Himmels und der Erde durch die „Organisation der Arbeit"; kaum wird es jedoch einem einfallen, eine Theorie der Geistesarbeit oder auch nur eine Analyse des sittlichen Gehaltes der Arbeitsfrage zu erwarten. So blieb die Arbeitsforschung auf dieser Seite jung und klein, indes die andere Hälfte breit und kräftig auswuchs.
Wenn ich nun hier von nationaler Arbeit rede, von dem Einflusse des Gesamtschaffens eines Volkes auf das Herausbilden seiner Volkspersönlichkeit, dann werde ich natürlich auch die Geistesarbeit ins Auge fassen müssen, ja diese „persönlichen Dienste", wie der Nationalökonom die Geistesarbeit nennt, werden nicht bloß schüchtern hinter den materiellen Arbeitsgruppen einherschleichen, sondern vielmehr den Reigen eröffnen. Denn sie sind recht eigentlich Dienste an der Persönlichkeit der Nation und prägen vor allen den Volkscharakter fest und selbstbewußt.

II. KAPITEL: DIE VÖLKER LEGITIMIEREN SICH DURCH IHRE ARBEIT

In jedem Volke schlummert die Ahnung, daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörenden Formen und Ergebnissen der Arbeit sich als persönlich ausweisen müsse im Kreise der Nationen.
Die Beispiele lassen sich überall mit Händen greifen, selbst aus der Geschichte des Tages. Mit welcher Hast und Angst suchen die Magyaren

darzutun, daß auch sie nationale Dichter, Künstler und Gelehrte, daß sie so gut wie andere eine originale Volkswirtschaft besitzen! Sie wissen wohl, daß man nicht bloß uralte Naturgrundlagen eigenen Volkstums, sondern auch eine fortwebende individuelle Kultur, gegenwärtige nationale Arbeit aufweisen muß, um als vollgültige Nation zu zählen. Selbst sehr bescheidene Geister werden da nachträglich zu Heroen der Geistesarbeit gestempelt; man läßt die Arbeit des einzelnen künstlich wachsen, damit die Nation um einige Zoll größer werde.

Ähnliches sehen wir heute bei den Tschechen. Sie wollen als „Nation" anerkannt sein, darum bauen sie ein tschechisches Theater, begehren eine tschechische Universität, tschechische Schulen, schreiben sich Hals über Kopf eine tschechische Nationalliteratur, setzen tschechische Namen auf jedes Eisenbahnbillet, auf jede Straßentafel. Das Weitere wird sich finden, wenn nur erst einmal das allgemeinste Werkzeug individueller Geistesarbeit, die Sprache, anerkannt ist. Nationalitätenkämpfe sind häufig zunächst bloße Sprachenkämpfe. Es gibt aber zweierlei Sprachen: Weltsprachen und Landessprachen. Der höchste Triumph persönlich nationaler Arbeit bekundet sich darin, daß die Landessprache Weltsprache wird, das heißt, daß die Gebildeten anderer Nationen die Sprache lernen müssen, gezwungen durch die Geistesmacht, welche ein Volk in seiner Sprache entfaltet. Durch Schutz- und Prohibitivmaßregeln, wie man sie in Ungarn und Böhmen ergreift, kann man wohl für einige Zeit den dortigen Einfluß der deutschen Weltsprache mäßigen; aber die magyarische und tschechische Sprache läßt sich nicht so geschwind zur Weltsprache machen. Dies geschieht nur durch die Entfaltung allseitiger nationaler Kulturmacht im Laufe der Jahrhunderte.

Mit Recht suchen sich darum die Völker auch durch die großen Taten ihrer nationalen Arbeit aus längst vergangener Zeit zu legitimieren. Die Italiener sprechen von ihren Großtaten in Handel, Kunst und Wissenschaft zur Zeit der Medici, um ihre modernen Rechte als Nation zu bekräftigen! Mehr noch als bei den Individuen wird bei den Nationen die Arbeit der Vorfahren zum Adelsbrief für kommende Geschlechter. So tiefer Zauber ruhet überall in der Ehre der Arbeit.

Faule Völker werden h i n w e g g e a r b e i t e t von den fleißigeren, sie verschwinden auch ohne Gewalttat, denn sie können ihre Persönlichkeit

nicht behaupten. Die Geschichte der Völkerwanderung zeigt uns mehrfach das Beispiel, daß siegreiche Barbarenstämme sich unter einem besiegten Kulturvolke niederließen und vollständig von demselben aufgesogen wurden. Die Sieger verloren ihr Volkstum, es wurde hinweggearbeitet von den Besiegten, und der bloß in der Kriegsarbeit, nicht aber in der höheren Friedensarbeit gewaltige Stamm versinkt spurlos, als hätte ihn die Erde verschlungen.
Im Kleinen können wir ähnliches täglich noch bei uns selber beobachten. Strömt in herabgekommene Städte, deren Bürger durch Verkehrskrisen mutlos, durch Schlendrian träge, durch Abgeschlossenheit stumpf geworden sind, ein frischer Zufluß fleißigerer und gewürfelterer Einwanderer, so verschwinden die alten Familien allmählich. Sie verderben, sterben aus, ziehen hinweg; kurzum, sie werden hinausgearbeitet, und nach hundert Jahren sind fast lauter neue Namen in der Stadt. Der „Hauch des weißen Mannes", welcher die Indianerstämme aussterben macht, ist häufig nichts anderes, als der Hauch der persönlicheren Arbeit, ein Lebensodem für rührige mitwerbende Völker, ein tötender Gifthauch für erschlaffte Nationen.
Neben den weggearbeiteten Völkern stehen in ergänzendem Gegenbild solche, die sich kraft ihrer persönlichen Arbeit flott erhalten haben, trotz allen politischen Mißgeschicks. Hier glänzt vorab das Volk Israel. Die Juden verloren Land und Staat und retteten dennoch ihren Volkscharakter, weil sie im Glauben und in der Arbeit persönlich original bleiben. Man weiß nicht, was dem echten Juden tiefer eingeboren ist, die Regeldetri oder das Gesetz Mosis; jedenfalls aber halten und tragen sich beide gegenseitig. Denn wenn der Jude durch mehrere Geschlechter nicht mehr handelt, so wird es zuletzt scheu aussehen mit dem Gesetz, und andererseits lassen sich die Nachkommen eines getauften Juden gar leicht auf Geistesarbeit und Gewerbe umtaufen, weil die Sippe den „Zaun des Gesetzes" durchbrochen hat. Glaube und Arbeit festete die Familie und den Stamm dergestalt, daß diese Ersatz boten für den Kitt der Staats- und Landesgemeinschaft. Es ist freilich nicht bloß die Arbeit schlechthin, sondern auch ein scharfer Unterschied in der Idee der Arbeitsehre und Arbeitssittlichkeit, der den Semiten vom Arier trennt, und namentlich vom Germanen des Mittelalters.
Die Juden waren längst unsere Handelslehrmeister gewesen; da er-

schien im Jahre 1180 die päpstliche Bulle, welche es für unchristlichen Wucher erklärte, Zins von einem Gelddarlehen zu nehmen. Ein Vergelt's Gott sollte als ein sechsprozentiger Zinscoupon gelten, zahlbar in der Ewigkeit. Diese Coupons aber waren den Juden nicht kursmäßig, und schon damals hörte bei ihnen in Geldsachen die Gemütlichkeit auf. So wurde der Jude durch den Papst privilegiert zu „reellen" Geldgeschäften. Tatsächlich wetteiferten darin freilich auch die Christen mit ihm, offen und verstohlen, aber grundsätzlich war doch für lange Zeit der Geldhandel gebrandmarkt. Die Kluft semitischer und arischer Arbeitsehre wurde erweitert zu einer noch viel klaffenderen der jüdischen und christlichen. Ausgeschlossen von Grundbesitz und Gewerbe, verschanzte sich der Jude im Handel und vorab im Geldhandel als seiner eigensten Burg und konnte nun hier seine Volkspersönlichkeit, trotz aller Zerrissenheit der Stammesgenossen, erst recht in Erz gießen. In manchen rheinischen Städten überwuchsen die arbeitsrührigen Juden das lässigere Christenvolk dergestalt, daß zu befürchten stand, sie würden alle Bürger zuletzt aus der Stadt hinausarbeiten. Gegen diese Konkurrenz half man sich im Stile des elften Jahrhunderts dadurch, daß man die Juden totschlug. Denn in manchen Städten war es gewiß nicht bloß der Glaubenshaß, sondern zugleich eine barbarische wirtschaftliche Notwehr, welche zu den Judenmorden trieb. Selbst in unseren Tagen galt der gewalttätige Judenhaß revolutionärer Bauern nicht dem Judenglauben und der Judensitte, sondern der Judenarbeit, dem Schacher, der schon so manchen Kleinbauer aus dem Lande hinausgearbeitet hat. Ähnlich fürchtet der Gebildete das nationale Gepräge der jüdischen Geistesarbeit als ein dem deutschen Volkscharakter widerstrebendes. Andererseits emanzipierte man die Juden, d. h. man machte sie deutsch, indem man ihnen die nationalen Formen unserer Arbeit erschloß und damit zugleich deutsche Gedanken von Arbeitsehre und Arbeitsmoral einpflanzte. Der Jude hinterm Pfluge und in der Werkstatt verliert sein semitisches und mittelaltriges Volksgepräge, weil er die teils angestammten, teils aufgezwungenen Schranken seiner Arbeit fallen läßt.

III. KAPITEL: STEIGENDE SCHEIDUNG DER NATIONALEN ARBEIT

Oft genug hören wir die falsche Meinung, daß die Arbeit die Nationalitäten ausgleiche und verschmelze, d. h. die Völker unpersönlich mache. Aber jedes Blatt der neueren Geschichte widerspricht diesem unlogischen Satze, der im Grunde ja besagen würde: das Herausbilden der Persönlichkeit vernichtet die Persönlichkeit!

Im Mittelalter klären sich die neuen Nationalitäten erst sehr allmählich ab aus jenem trüben Gemisch, zu welchem die Völkerwanderung die alten Stämme zusammengezogen hatte. Die „abendländische Christenheit" umschließt die Nationen und verschließt sie zugleich. Und mit den Nationen war auch ihre Arbeit gebunden. Freilich brach die jugendliche Tatkraft der Völker oft sturmgewaltiger hervor als heutzutage und ihr Genie sprühte bald im Nord bald im Süd helle Blitze, allein der Beruf der einzelnen zur Arbeit war noch standesmäßig gebannt, die Ehre der Arbeit nach fremden, privatrechtlichen Gesichtspunkten ausgemessen; in der Geistesarbeit borgte und nahm ein Volk die noch kaum individuell geprägten Schätze des anderen und im Landbau und Gewerbe sah man vor lauter Stadtmauern und Gaugrenzen noch nicht die großen Grenzscheiden der Nationen.

Erst mit der selbstbewußten Kunst und Wissenschaft des 15. und 16. Jahrhunderts, mit den Erfindungen und Entdeckungen dieser Zeit, mit dem riesigen Aufschwung einer neuen, nach Autonomie ringenden Arbeit, erwachte das helle Bewußtsein der neuen Volkscharaktere.

Die Schule lehrt: je höher die Arbeit entwickelt ist, um so gründlicher wird die Teilung der Arbeit. Das gilt nicht bloß von den einzelnen, sondern auch von den Völkern. Jede Kulturgroßmacht Europas hat jetzt ihren eigenen Teil an der Weltarbeit ergriffen, welches sie bewußter, selbständiger, national charakteristischer durchführt als je zuvor. Und schon winkt uns eine neue Arbeitsteilung der Weltteile, eine neue Weltteilung der Arbeit. Der deutsche Landwirt ahnt dieselbe, wenn er australische Wolle und amerikanisches Getreide auf dem deutschen Markte sieht.

Die Renaissance, die Mutter der modernen Zeit, zeigt die Scheidung der Berufe zwischen den damaligen zwei Hauptkulturmächten, Deutschland und Italien in fast abenteuerlich grellen Zügen. Wie bei den

Gegenfüßlern zur selben Stunde das Morgenrot aufdämmert, während bei uns die Abendsonne verglüht, so stehen mit einem Male diesseits und jenseits der Alpen zwei ganz verschiedene Zeiträume der Kultur gleichzeitig nebeneinander. Im 13. Jahrhundert war dem nicht so; die Geistesarbeit des ganzen christlichen Abendlandes bewegte sich noch in ziemlich gleichem Gleise. Mit dem Anbruch des 14. Jahrhunderts aber sehen wir, wie Dante in denselben Tagen die Italiener aus dem Mittelalter hinauszusingen beginnt, wo die Deutschen an den Domen von Köln und Straßburg sich erst noch einmal recht ins Mittelalter hineinbauen. Ein Jahr nach Vollendung der göttlichen Komödie wird der Chor des Kölner Domes vollendet. Welche Gegensätze der nun erst national sich lösende Arbeit! Boccaccio war schon zwei Jahre begraben, als wir das Ulmer Münster zu bauen begannen, und Brunelleschi, der Vater der italienischen Renaissance, lag gar schon vierundzwanzig Jahre unter der Erde, als der Grundstein der gotischen Frauenkirche in München gelegt wurde. Zu der Zeit, da Boccaccio sein echt modernes Decamerone schrieb, war in Deutschland die Schule Wolframs von Eschenbach noch immer nicht ausgestorben, und als hundert Jahre später Lorenz von Medici und Ludwig Pulci mit literarischem Bewußtsein künstliche Volkspoesie, Dialektgedichte machten, fanden wir Nordländer gerade in dem überreich strömenden Quell des kunstlosen Volksliedes Ersatz für das damalige Versiegen der Kunstpoesie. Hans Sachs mit seinen Fastnachtsspielen und Trissino mit seinen aristotelisch schulgerechten Dramen waren Zeitgenossen; Donatello, der vollendet neu antike Bildhauer, war schon tot, als Jörg Syrlin seine vollendet naiv mittelalterlichen Köpfe an den Ulmer Chorstühlen zu schnitzen begann. In Summa, die Geistesarbeit der Italiener lebte und webte schon überall in der Renaissance, während die Deutschen gerade das Mittelalter auf vielen Punkten zur höchsten Glorie führten. In der nun erst vollauf entwickelten Teilung der nationalen Arbeit löst sich der scheinbare Widersinn, daß damals verschiedene Zeiträume gleichzeitig nebeneinander liefen, zu einem guten Sinne.

Ich habe meinen Lesern so oft schon erläuternde Tatsachen vorgeführt, die ich im Spazierengehen an der Straße aufgelesen; ich will auch einmal eine solche Tatsache bringen, die ich auf dem Katheder fand. Der

Kulturhistoriker kann sich das abendländische Mittelalter sehr bequem in Perioden zerfällen, die rein nach der Zeit geordnet sind. Das kann er aber seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr. Er muß von da ab die Einteilung seines Stoffes nach Nationen neben und oft genug über die Gliederung nach Zeitläuften setzen. Denn die nationale Arbeit unserer großen Kulturvölker wird nun so unterschieden und persönlich, daß sie auch die allgemeinsten Zeitstufen hundertfach kreuzt und nur auf dem historischen Boden der einzelnen Nationen selbst wissenschaftlich erkannt zu werden vermag.

IV. KAPITEL: DAS GLEICHGEWICHT DER ARBEIT

Habe ich bisher nur davon geredet, daß die nationale Arbeit die Völker sondert und persönlich macht, so möchte ich nun auch deutlicher zeigen, wie dies geschieht, wie namentlich die verschiedenen Arten der Arbeit auf den Charakter von Stämmen und Nationen wirken.
Man kann die Arbeit nach vielerlei Gründen einteilen. Für unsern Zweck genügen zwei Hauptgruppen: bäuerliche und bürgerliche Arbeit; die Rohproduktion des Ackerbaues stellen wir rechts auf und die lange Front der Gewerbe, des Handels und der Geistesarbeit zur Linken und kümmern uns vorderhand nicht weiter um subtilere Einteilungen.
Die Schule fordert bei einem reich und lebenskräftig entwickelten Volke ein Gleichgewicht der großen Arbeitsgruppen. Eine Nation, die bloß Ackerbau oder Gewerbe und Handel oder Geistesarbeit einseitig überwiegend betriebe, würde ihre Persönlichkeit im Wettkampfe der Kulturvölker nicht dauernd behaupten können. Große Nationen und große Männer müssen universell arbeiten, wenn beide auch nur auf einem Punkt das Höchste und Eigenste zu leisten vermögen. Auch würde eine moderne europäische Nation nicht einmal das Zeug zu einem ordentlichen Staat haben, wenn sie nicht alle Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft voll und breit entfaltet in sich trägt. Die bürgerliche Gesellschaft ist aber nichts anderes als das Volk unter dem Gesichtspunkt eben jener großen Arbeitskreise und der aus dem Beruf erwachsenden Standessitten.
Im 17. und 18. Jahrhundert dachten Minister und Gelehrte kaum an das Gleichgewicht der Arbeitskreise einer Nation; darum suchten sie

das Heil einseitig bald im Schutze der Industrie, bald wieder bloß in der Pflege des Ackerbaues. Man konnte nicht einmal die Arbeit eines Staatsvolkes als ein Ganzes fassen; kein Wunder, daß man für das Gesamtleben der Nation vollends gar kein Auge hatte, und daß Physiokraten und Merkantilisten zugleich im Weltbürgertum schwärmten.
Auch der großen Masse des jetzigen deutschen Volkes ist der Gedanke vom Gleichgewicht der Arbeit noch keineswegs aufgegangen. Der Handwerker wünscht die Fabriken dahin, wo der Pfeffer wächst, der Bauer hält die Mehrzahl der Geistesarbeiter für Drohnen, und die wenigsten Arbeiter vermögen über das Dach ihrer eigenen Werkstatt hinauszusehen. Nur der Gebildete erkennt die Arbeit des Volkes, das „Volk" selber sieht bloß die nächstliegenden Bruchstücke. Man könnte weiter sagen, der Mann aus dem Volke sieht überhaupt das Volk nicht, nur die Gebildetsten sehen das Volk. Wir sind noch so jung in dem Selbstbewußtsein eines großen Gemeinlebens, daß auch nur erst der Gebildetste daran denkt, seine Arbeit als einen Teil der Volksarbeit zu fassen. Wer Arbeitsmoral dem Volke recht handgreiflich predigen will, der greift nicht in die Kulturgeschichte und zeichnet in großen Zügen das harmonische Zusammenwirken der Kräfte in den Nationen und wie Blüte und Sturz der Völker hervorwuchs aus der nationalen Arbeit. Er bedient sich nicht Platons Rat der großen Buchstaben, sondern winzig kleiner Schrift und malt vielmehr die Novelle des Einzellebens eines fleißigen oder faulen Mannes, statt daß er die Arbeitsmoral aus dem großen psychologischen Drama des Völkerlebens entwickelte. Eine wahrhaft selbstbewußte Nation dagegen wird leichter am Volksfleiße den Privatfleiß entzünden als umgekehrt, und wenn man dereinst einmal die Moral der Volksarbeit in den Dorfschulen lehren wird, dann wird auch der gemeine Mann die Notwendigkeit des Gleichgewichtes der Arbeitsgruppen in einem gesunden Volksleben begreifen.
Wie das Bewußtsein des Volksfleißes den Fleiß des einzelnen spornt, wie im Hinblick auf den Nationalreichtum der Reichtum des einzelnen wächst, das zeigt uns die neuere Geschichte der beiden „volkswirtschaftlichsten Völker" Europas, der Engländer und Holländer.
Es gibt aber eine Schule der Not, in welcher das Volk oft in wenigen Jahren lernt, was es im Laufe geregelter Schulmeisterei kaum in einem Jahrtausend gelernt haben würde. Die Russen z. B. sinnen dermalen

gar ernsthaft nach über das Gleichgewicht der Arbeit, weil sie nämlich inne werden, daß ihr echtes Russentum durch den verrückten Schwerpunkt der nationalen Arbeit in Trümmer zu gehen droht. In Rußland überwiegt einseitig die Bodenproduktion. Nach Tegoborski war 1852 das Volkseinkommen aus den Gewerben usw. nur auf 375 Millionen Silberrubel im Jahre geschätzt, während die Urproduktion 2044 Millionen eintrug. Vor eineinhalb Jahrhunderten, als Rußland in den Kreis der europäischen Kulturmächte einzutreten begann, war dieses Mißverhältnis natürlich noch viel greller. Peter I. mußte Gewerbe, Handel und Geistesarbeit von außen ins Land ziehen, um wenigstens den ersten Grund zu legen zu einem Gleichgewicht der Arbeitsgruppen, welches das Volk erst befähigen konnte, den Wettkampf mit abendländischer Kultur zu bestehen. Allein diese importierte bürgerliche Arbeit war und blieb unnational; sie fand in Land und Volk zu wenig Wurzel, als daß sie zur Gleichmacht mit der Bodenproduktion hätte aufwachsen können, störte aber zugleich auch unmittelbar die innere Harmonie des russischen Volkstums, indem nun westeuropäisches Städteleben übergangslos mitten in halbasiatische Bauernzustände hineingestellt war. Der gemeine Mann blieb ein ganzer Russe, der Gebildetere war, wenn's hoch kam, ein halber Russe, die Gebildetsten verausländerten vollends. Nun erwachte aber in unseren Tagen, wo alle Nationen so viel selbstbewußter geworden, auch das altrussische Nationalgefühl, und der Moskowiter ergrimmte, daß nicht einmal die Hauptstadt des Russenreiches einen russischen Namen führe und Petersburg auch auf russisch Petersburg heiße. Die Moskowiter begreifen aber auch, daß Rußland nur dann wieder russisch werden kann, wenn ein Gleichgewicht der nationalen Arbeit hergestellt wird, wenn russische Kunst und Wissenschaft und Industrie und Handwerk wieder mit russischem Geiste sich erfüllt, dadurch überall Wurzel im Volke schlägt und zuletzt zu einer Gleichmacht mit der echt russischen Bodenproduktion aufwächst. So lehrt die Not auch hier rasch die Wucht dieser Gleichgewichtsfrage der nationalen Arbeit erkennen, und der Parteikampf der Moskowiter und Petersburger wird sich zuletzt in dieser Frage entscheiden müssen.

Der Nationalökonom spricht vom Gleichgewicht der Arbeit als der Grundlage der wirtschaftlichen Kraft höher gesitteter Völker; der Sozialpolitiker geht noch einen Schritt weiter und erkennt in jenem

Gleichgewicht zugleich den Urgrund einer sich rastlos aus sich selbst verjüngenden Volksgesittung. Mehr in Tatsachen als in Begriffen redend, habe ich den letzten Gedanken in meinem Buch von „Land und Leuten" vielfach ausgeführt, indem ich zeigte, daß unser Volk jugendfrisch und original bleibt, solange es hierzulande neben dem Felde auch noch Wald gibt, neben dem hochgesitteten Städter noch naturwüchsige Gebirgsbauern, ja sogar noch Altbayern neben den Berlinern.

So leicht es aber ist, die Wirkung des Gleichgewichts der Arbeit darzutun, so schwer läßt es sich nachweisen, wie weit dieses Gleichgewicht bei einer Nation vorhanden sei. Schon dem Nationalökonomen wird es sauer, obgleich er doch nur mit materieller Arbeit zu schaffen hat, deren Früchte sich zählen und wägen lassen. Denn weder, indem er die Zahl der Arbeiter der einzelnen Berufskreise nebeneinander stellt, noch indem er den Beitrag dieser Kreise zu dem Volkseinkommen gegeneinander abwägt, erhält er ein vollkommen reines und gerechtes Ergebnis. Auch in der materiellen Arbeit steckt nämlich ein gutes Bruchteil geistiger Kultur, welches schwer in die Wagschale der einzelnen Arbeitsgruppen fällt, entscheidend für die wirtschaftliche Macht dieser Gruppen, und nicht in Prozenten oder Dezimalbrüchen sich ausdrücken läßt. Der soziale Volksforscher vollends bewegt sich im Gebiete geistiger Statistik, die kein Hexenmeister in Ziffern bannen kann; er hat nicht nur die materielle, sondern auch die Geistesarbeit auf ihr Gleichgewicht zu prüfen und soll dabei entscheiden über eine Blüte geistiger Gesittung, die sich nur in Tatsachen schildern, nicht aber kraft der vier Spezies beweisen läßt. Dennoch sollen beide nicht ermüden in ihrer schweren Aufgabe, begeistert durch den Gedanken, daß es gilt, in der Lehre vom Gleichgewicht der Arbeit nicht bloß die Gesetze der Wirtschaft und des Völkerlebens zu erkennen, sondern auch dem Volke die Moral der Arbeit im großen Stile zu predigen und als Sittenlehrer der Nation zugleich, nach dem Bilde Platos, die rechte Sitte der harmonischen Arbeit wachzurufen in jedem einzelnen.

V. KAPITEL: DIE FORM DES BODENBAUES UND DIE BAUERNSITTE

Ich unterschied zwischen Land- und Stadtarbeit, zwischen Rohproduktion auf der einen, Industrie, Gewerbe, Handel und Geistesarbeit auf der andern Seite, und stelle nun einen Doppelsatz an die Spitze,

welchen ich als ein ehrlicher Musiker streng thematisch durchführen möchte.

Mein Grundthema lautet:

Beim Bodenbau übt die Form der Arbeit den entscheidenden Einfluß auf das Herausbilden des Nationalcharakters; bei der Geistesarbeit, den Gewerben usw. hingegen das Arbeitsprodukt. Wie er arbeitet, bestimmt die Sitte des Bauern, was er arbeitet, die Gesittung des Bürgers. In beidem aber festet und bewegt sich die Volkspersönlichkeit.

Das Arbeitsprodukt des Bauern kann, eben weil es Rohstoff ist und jedes geistigen Inhaltes bar, unsern nationalen Geist nicht unmittelbar berühren. Wir werden nicht undeutsch, indem wir russisches Korn, ungarische Ochsen und italienischen Reis verspeisen, und in der begeistertsten Vorliebe für deutsche Kartoffeln hat sich noch kein Mensch einen besonderen Patriotismus angegessen. Anders jedoch steht es mit den Erzeugnissen des städtischen Fleißes. Was uns von verarbeiteten Stoffen zum Nutzen und zum Schmucke des Lebens umgibt, was von Werken der Geistesarbeit unseren inwendigen Menschen hebt und trägt, das zeigt auch einen flacheren oder tieferen Stempel des nationalen Geistes, daraus es entsprungen, und wer sich vorwiegend in fremdländisches Gewand kleiden, mit fremdem Geräte ausrüsten und nur an ausländischer Kunst und Literatur erquicken wollte, der würde unversehens auch in seiner ganzen Gesittung verausländern.

Die Form des Bodenbaues bestimmt großenteils die Bauernsitte; diese aber ist ein Schrein, worin gar viel uralte Heiligtümer des Volkstums geborgen liegen. Durch die Form seiner Arbeit bewahrt der Bauer den nur leise und unmerklich sich verschiebenden historischen Grund unseres Volksgepräges und zahlt darum arbeitend ebenso gut seine mittelbare Steuer zur persönlichen Entfaltung der Nationalität, wie der Bürger seine unmittelbare.

Man hat gesagt, ich hätte in früheren Schriften die Poesie der beharrenden Sitte des Bauern wohl recht idyllisch und verlockend geschildert, allein beim Lichte besehen, sei diese Poesie doch gar traurigen Ursprungs. Sie sei ein Trümmerstück, welches nur auf der Bauernschinderei des Mittelalters ruhe und nur kraft der dadurch bis in unsere Tage hereinragenden Erbärmlichkeit, Gedrücktheit und Geistesfesse-

lung des Landvolkes sich habe erhalten können. Als ob aus Druck und Erbärmlichkeit jemals Poesie aufwachse! Nicht die politischen Zustände haben den deutschen Bauer so beharrend bewahrt in der waldesfrischen Poesie nationaler Sitte; das tat vielmehr die Form seiner Arbeit, welche nicht sowohl vom feudalen Wesen getragen wurde, als sie selber umgekehrt dieses Wesen tragen half, und die schließlich in der Natur des Bodens und der urältesten Art nationaler Siedlung gewurzelt steht.

Wäre jene Ketzerei richtig, welche die Poesie nicht minder wie den deutschen Bauer lästert, dann müßten die im Mittelalter freiesten Bauern, also etwa jene trutzigen Niedersachsen an der Nordsee, die Schweizer und dazu das bayerische und österreichische Landvolk des süddeutschen Hochgebirges die altväterliche Sitte am gründlichsten abgeschworen haben. Jeder germanistische Forscher weiß aber, daß hier gerade die reichsten Fundgruben unserer frühesten nationalen Kulturaltertümer heute noch zu suchen sind. Dagegen waren umgekehrt die vordem meist so unfreien und gedrückten Bauernschaften der mitteldeutschen kleinen Herrschergebiete seit alten Tagen höchst wandelbar in ihrer Sitte, und viele rheinische Dörfer begannen mitten in der feudalen Zeit schon zu verstädteln. Es scheint also fast, man hätte eher ein Recht zu sagen: je wohler und freier sich der Bauer fühlt, um so fester hängt er am Alten, je mehr man ihn dagegen drückt und schindet, um so neuerungslustiger macht man ihn. Allein dieser Satz ist gerade soviel wert, wie sein vorher bekämpfter Gegensatz, nämlich keinen Heller.

Der entscheidende Grund der bäuerlichen Sittentreue und Sittenpoesie liegt in der Form des Bodenbaues. Der mittelaltrige Bauer hat seinen Bestand im leiblichen Leben wie in der Sitte wesentlich auf die Dreifelderwirtschaft gegründet. Dieses Wirtschaftssystem besteht bei Freiheit und Hörigkeit und ist älter als das ausgebildete Lehenswesen. Aber es diente dem Lehensstaat als ein trefflicher Grundbau und verwuchs mit ihm dergestalt, daß man zuletzt Ursache und Wirkung nicht mehr unterscheiden kann. Der moderne deutsche Bauer im großen und ganzen ist politisch ein neuer Stand, der Stand der freien Kleingütler, und als solcher himmelweit verschieden von den bunten Bauerngruppen des Mittelalters. Insofern aber die Dreifelder-

wirtschaft jener Zeit bei einem sehr großen Teile des neuen Bauernstandes noch fortbesteht, blieben ihm trotz des politischen Umschwunges die fundamentalen mittelalterlichen Sitten. Politisch war der Bauer ein neuer Mann, sozial blieb er der alte, d. h. in der Arbeit und den daraus erwachsenen Sitten. Es gibt, beiläufig bemerkt, drei Hauptquellen der echtesten Bauernsitten: Religion, Familie und Arbeit. Religionssitten, Familiensitten und Arbeitssitten hielten selbst im beweglichen Bürgertum am längsten Farbe, sie sind in der Wolle gefärbt.
Große Wirtschaftskrisen legen am gründlichsten Bresche in die Sitten des Bauern. Die Geschichte der ländlichen Tracht und des Häuserbaues folgt in neuerer Zeit sehr stetig der Geschichte der Kornpreise. Nicht schlechtweg darum, weil der Bauer reicher wird mit dem steigenden Geldwert des Getreides (denn wir sehen ja, der reichste Bauer ist oft der sittentreueste); sondern weil der Umschwung des Marktes ihn z w i n g t zur Steigerung, vielleicht zur völligen Reform seiner Wirtschaftsweise. Notgedrungen unterwirft er das Weideland dem Pflug, verteilt die Gemeindegüter, führt künstlichen Futterbau und Stallfütterung ein; die alten Geräte, die alten Scheunen und Ställe genügen dann auch nicht mehr: der Mann wird unvermerkt in Feld und Haus und Hof ein anderer und also schließlich auch in Tracht und Sitte, in Spruch und Lied und Sage. Namentlich das dauerhafteste Erbstück, das Haus, ändert der echte Bauer fast nie, wenn ihn nicht ein Brand dazu zwingt, oder dauernd gesteigerte Kornpreise verlocken. Wer darum die Sitten des Bauern ändern will, muß b e i d e r A r b e i t anfangen. Politische und soziale Fortschrittsprediger, welche sich vermaßen, dem Bauern stracks seine Sitten auszureden, haben ihn meist nur noch starrköpfiger gemacht. Dagegen brachten die Klee- und Kartoffelapostel des 18. Jahrhunderts und die landwirtschaftlichen Vereine des 19. Jahrhunderts eine Revolution in die Sitten des Landvolkes, welche viel tiefer an die Seele griff, als die gleichzeitige politische Neubildung des Bauernstandes.
Übrigens sind gerade die vor alters politisch freiesten Bauern im Marschland und den Alpen nicht einmal bis zur Dreifelderwirtschaft aufgestiegen. Als Viehzüchter trieben sie Weidewirtschaft, höchstens Egartenwirtschaft und steckten wohl gar noch in dem halbbarbarischen Herkommen der Moor- und Waldbrennerei. Das festete ihre Sitten trotz

allen Freisinnes. An der Meeresküste ward der Bauer frühe schon in den sittenverschmelzenden Handel hineingezogen und erhob sich dadurch an weltoffenem Geiste weit über seine binnenländischen Genossen. Dennoch verstädtelte er nicht: die Natur seines Bodens und die Form des Anbaues und der Siedelung hielt ihn im Bauerntum zurück. Der Marschbauer schickt Dampfschiffladungen voll Mastvieh auf den Londoner Markt, treibt fabrikmäßig Ziegelbrennerei und wohnt dennoch standhaft unter dem altsächsischen Rohrdach.
Hundert Geister uralter Bräuche gehen unter diesem Dache um, obgleich man bei dem reicheren Hausmann durch den Kuhstall und die Halle des Herdes vielleicht in ein Zimmer tritt, welches eine ganz hübsche kleine Bibliothek auf Mahagonigestellen einschließt. Aber die Form des Bodenbaues siegt über alle Bücher. Kein Bauer führt ein idyllischeres, poesiegetränkteres, so fein in den ältesten Sitten begrenztes Leben als der freie behäbige Viehzüchter des Hochgebirges. Wer da behaupten wollte, auf den großen Höfen und in den Sennhütten unserer Alpen habe Druck und Verkümmerung die altnationale Sitte so mauerfest gemacht, der kann doch höchstens nur einmal eine lithographierte Sennerin gesehen haben, nicht aber eine lebendige. Aber selbst die lithographierte Sennerin hätte ihm zeigen können, daß hier noch eine Naturkraft der Rasse herrscht, wie sie niemals aus dem Elend der Knechtschaft aufwachsen kann. Wenn der Marschbauer, obgleich vom Seehandel berührt, dennoch Stammesart und Sitte treu bewahrte, dann bestand der Hochgebirgsbauer vielfach die gleiche Probe gegenüber den Einflüssen von Kunst und Handwerk. Die Holzschnitzer und Geigenmacher der Voralpen sind Handwerker, zum Teil Kunsthandwerker, ja mitunter wirkliche Künstler; dennoch blieben sie im ganzen Bauern: die Alpenweide und der Egarten siegten über die Werkstatt, und obgleich das Ammergauer Passionsspiel großenteils von Künstlern und Handwerkern gespielt wurde, mußte man es früher doch ein echtes Bauernspiel nennen. Die Alpenmatten, welche mit dem blauen Himmel in die Szene hereinblicken, sagen dem Zuschauer, warum.
Es ist aber nicht menschliche Willkür, sondern die zwingende Natur des Bodens, welche die Grundformen des Anbaues noch immer so vielgestaltig nebeneinander bestehen läßt.
Die alte Dreifelderwirtschaft, welche die Charakterfigur des

mittelaltrigen Bauern am breitesten ausprägte und festete, begünstigt Gemeindebesitz neben dem ausgeteilten Privatbesitze. Ja sie wächst zum Teil aus den Genossenschaftsgütern der ältesten Zeit hervor. Je moderner wir wurden, desto entschiedener wich überall das Gemeindegut und Familiengut dem rein individuellen Eigentum. Auch das alte Zunftwesen ruhte auf dem Gedanken, daß die Stadt im Gemeinbesitz aller Gewerberechte sei, welche sie den Zünften gleichsam zu Lehen gab. Wie sehr Genossenschafts- und Familienbesitz das historische Herkommen festigt, das lehrt jedes Blatt in der Geschichte des Bauerntums wie des Adels. Mit der F r u c h t w e c h s e l w i r t s c h a f t hingegen verschwinden die Gemeindenutzungen und die bäuerlichen Familiengüter, der wechselnde individuelle Besitz wird Alleinherrscher, und der Bauer modernisiert sich schon aus diesem einzigen Grunde, so wie er vom Dreifeldersystem zur Fruchtwechselwirtschaft übergeht. Der Dreifelderbauer braucht nur geringe Teilung der Arbeit, Regeln und Handgriffe erben sich vom Vater auf den Sohn, die Kinder bleiben daheim und lernen doch das Wenige, was sie für ihre Arbeit zu wissen brauchen; es fliegt ihnen gleichsam von selber im elterlichen Hause an. Die Arbeitsform an sich ist ererbte Sitte und mit ihr vererben sich auch die anderen Sitten des Ortes, des Standes und des Hauses. Der Fruchtwechselbauer dagegen nützt seinen Boden viel durchtriebener, er baut rationell, er macht Schule außerhalb des Hauses, er läßt seine Arbeit durch Gewerbe und Wissenschaft befruchten, und teilt sie immer gründlicher unter seine Mitarbeiter. Dadurch führt er die Bauernsitte schon in der Arbeit über die Standes- und Familienschranken hinaus, fremde Sitten fallen bewegend und neubildend in sein Leben. Die Fruchtwechselwirtschaft ist aber alten Ursprunges in solchen Landstrichen, welche, von Natur verkehrsoffen, schon frühe zur Städtegründung einluden, wie in Flandern, bei Paris, im Elsaß und der Pfalz, in der Nordschweiz und in Toscana. Sie setzt ein gutbevölkertes Gebiet voraus und steigert ihrerseits dann wieder die Volkszahl beträchtlich. Wo das Volk aber dicht gesät ist, da hängt der einzelne niemals so treu und trutzig an altväterlicher Art, als da wo die einzelnen Familien zerstreuter oder gar einsam hausen. Auch dieser Umstand berief den abgelegeneren Dreifelderbauer zum Bewahrer unseres ursprünglichsten nationalen Herkommens. Aber selbst der rationelle Bauer, wenn schon

der Stadt um so manchen Schritt näher gerückt, ist eben immer doch noch ein Bauer, der im Vergleich mit dem Bürger wieder eben so stark am örtlich Überlieferten festhängt, als er, gegen den Dreifelderbauer gehalten, bereits beweglicheren Sinnes geworden ist.
In Summa: der Bauer bewahrt durch die Form seiner Arbeit sich selber als einen Stammhalter unserer echtesten nationalen Altertümer in Stamm und Siedelung, Sitte und Sprache. Er zeigt uns die Grundzüge der Volkspersönlichkeit ruhend, gebunden, im naiven Instinkte waltend. Und diese Ruhe ist nicht tot; sie ist nur vergleichsweise Ruhe; denn unter der scheinbar erstarrten Hülle der Bauernsitte webt dennoch wiederum ein leises Leben und schiebt ganz stille auch diese beharrende Volksgruppe vorwärts.
Bauernarbeit und Bauernsitte sind das Knochengerüst der Volkspersönlichkeit. Die Knochen sieht man nicht wachsen, sie wachsen aber doch. Das Verdienst des Bauern, kraft der Form seiner Arbeit die beweglicheren Organe der Nation fest zusammenzuhalten, erkennt der Sprachgebrauch so willig an, daß er Bauernsitte und Volkssitte, Bauernmundart und Volksmundart, Bauerntracht und Volkstracht sogar schlechthin für gleichbedeutend nimmt.
Und nicht bloß dem Volksforscher ist diese beharrende Bauernart die leibhafte Urkunde unserer eigensten Kulturaltertümer: die Bildungsmenschen samt und sonders erfrischen und verjüngen sich unbewußt in der Anschauung des Landvolkes. Die Bauern s i n d , was sie w a r e n , wie Schiller von der Natur im Gegensatze zur Kultur sagt, und weil wir an ihnen messen können, was wir durch eine ganz anders entwickelte nationale Arbeit gewonnen und verloren haben, weil sie uns zugleich ein im kleinen abgeschlossenes, seiner selbst gewisses Leben spiegeln, so hat der Anblick ihrer Arbeit und Sitte für uns den erquikkenden und befruchtenden Reiz eines naiven Kunstwerks.

VI. KAPITEL: DAS ARBEITSPRODUKT DER BÜRGERLICHEN BERUFE UND DIE STÄDTISCHE GESITTUNG. NATUR DER GEISTESARBEIT

Uns Städtebürgern zerrann die ererbte heimische Sitte vielfach unter den Händen, weil und während wir arbeiteten. Allein aus dem Verluste keimte ein neuer Gewinn. Die ruhende und nationale S i t t e vertauschten wir mit weltbürgerlichen Bräuchen, damit unsere im steten

Fluß sich erneuernde Gesittung um so nationaler werde. In den rastlos wettkämpfenden Arbeitsresultaten der bürgerlichen Berufe war der Geist der modernen Kulturvölker erst vollauf selbstbewußt.

Ein Blick auf den Gegenpol des Bodenbaues, die Geistesarbeit, wird den Sinn dieses Satzes am klarsten erkennen lassen.

Sehen wir vorerst zu, was hinter dem Worte: Geistesarbeit steckt.

Im Grunde birgt jede Arbeit ein Stück Geistesarbeit und zugleich ein Stück körperlicher Arbeit. Denn insofern sie eine persönliche und sittliche Tat ist, muß sie ja in Plan, Ziel und Beweggrund dem Geiste entquellen; andererseits kann aber auch der Geist nicht einmal für sich arbeiten, geschweige seine Arbeit Dritten mitteilen ohne das Aufgebot körperlicher Organe.

Allein so weit gefaßt, besagt das Wort Geistesarbeit alles und eben darum nichts Besonderes, weshalb es auch kein Mensch in diesem Sinne gebraucht.

Es fragt sich vielmehr, ob ein Werk vorwiegend ein Aufgebot leiblicher oder geistiger Kräfte und Fertigkeiten heischt. Mag einer rein wirtschaftliche Güter erzeugen und umsetzen, so nennen wir ihn schon einen Geistesarbeiter, wenn er dazu überwiegend mehr des Kopfes als der Hände bedarf; da er aber keine geistigen Güter produziert, so ist er ein Mann der angewandten Geistesarbeit. Der große Gutsbesitzer tritt geradezu heraus aus der sozialen Gruppe der Bauern, weil er viel mehr Geistesarbeiter als Handarbeiter ist. Der vielbeschrieene Gegensatz von Kapital und Arbeit ist häufig gar nichts anderes als die im Fabrikbetrieb weit schärfer als im Handwerk vollzogene Teilung zwischen Geistesarbeit und Handarbeit. Jeder Beruf strebt rastlos nach dem Ziele, den Faktor der Geistesarbeit immer mehr Macht gewinnen zu lassen über die bloße Handarbeit. Darum sind die Grenzen der Geistesarbeit, sofern sie als ein bloßer Faktor in den materiellen Berufen erscheint, äußerst dehnsam, und in tausend Fällen mangelt aller Maßstab, mit welchem man ausmessen könnte, wo der Kopf bestimmend vorwiege und wo die Hand.

Viel klarer und begrenzter erscheint die Geistesarbeit da, wo sie nicht bloß als der hervorragende Faktor in der materiellen Arbeit auftritt, sondern auf die Erzeugung eines Geistesprodukts, eines ideellen Wer-

tes zielt. Diese will ich die reine Geistesarbeit nennen und sie hier zunächst ins Auge fassen, wenn ich vom Gegenpol des Bodenbaues, der Bauernarbeit rede[1].

Die reine Geistesarbeit unterliegt eigentümlichen Gesetzen, welche die Grundlinien, die der Nationalökonom so oft für die Arbeit schlechthin zieht, während er doch bloß an das Erzeugen materieller Güter denkt, nicht selten aufs bestimmteste durchkreuzen. Vom gemeinen Manne unverstanden, vom sozialistischen Theoretiker mißverstanden, vom positiven Wirtschaftslehrer meist beiseite geschoben, ist diese

[1] Die Nationalökonomie, welche zunächst die Tatsache des Güterlebens ins Auge faßt, fragt, was gearbeitet wird und gliedert darum die Arbeit als Stoffproduktion (Bodenbau), Stoffveredlung (Gewerbe), Güterverkehr (Handel) und persönliche Dienste (Geistesarbeit). Die Gesellschaftslehre dagegen faßt das arbeitende Volk ins Auge und fragt also nicht bloß was, sondern auch wie und von wem gearbeitet wird? Ihre Arbeitsgliederung wird komplizierter, aber auch inhaltsreicher sein müssen als die rein nationalökonomische. In meinem System der Gesellschaftslehre (welches nicht in meinem Buche von der „Bürgerlichen Gesellschaft" enthalten ist, welches ich aber seit vielen Jahren auf dem akademischen Katheder vortrage) komme ich zu folgender sozialer Gliederung der Arbeit:

A. 1. Stoffproduktion mit vorwiegender Geistesarbeit (Großgrundbesitzer); 2. Stoffproduktion mit vorwiegender Handarbeit (Bauer).

B. 1. Stoffveredlung mit vorwiegender Geistesarbeit (Großindustrieller und Kunstgewerbender); 2. Stoffveredlung mit vorwiegender Handarbeit (Handwerker).

C. 1. Güterverkehr mit vorwiegender Geistesarbeit (Großhändler); 2. Güterverkehr mit vorwiegender Handarbeit (Kleinhändler).

D. 1. Produktion geistiger Güter mit vorwiegender Geistesarbeit (Künstler, Gelehrter, Pfarrer, Staatsmann, Offizier); 2. Produktion geistiger Güter mit vorwiegender Handarbeit (Mechanische Hilfsarbeiter der rein geistigen Berufe).

Über dieses trockene Schema ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Vor allem zeigt es uns die unterschiedene Aufgabe des Volkswirtes und des Gesellschaftsforschers. Es setzt die Geistesarbeit, welche in der Nationalökonomie naturgemäß in den Hintergrund tritt, in ihr volles Recht als eines fundamental entscheidenden Faktors des sozialen Lebens und gibt zugleich die Grundzüge der aus dem Geiste unserer Zeit allmählig erwachsenden neuen Stände, der viel gesuchten neuen Gliederung der Gesellschaft.

reine Geistesarbeit dennoch der Sauerteig, welcher unsere moderne Gesellschaft am kräftigsten in Gärung setzt.
Sie ist die persönlichste von allen Arbeitsformen. Sie heischt zumeist Charakter und Talent, wohl gar Genie, d. h. die selbstbewußteste, am reinsten durch sich selbst bestimmte Schöpferkraft. Darum durchbrach sie am frühesten die mittelaltrigen Arbeitsschranken der Familie, des Standes, der Gemeinde. Zu einer Zeit, wo man noch geboren werden mußte zum Bauern wie zum Handwerker, konnte einer schon Papst werden, der nur zum Proletarier geboren war.
Die reine Geistesarbeit ist so persönlich, daß sie bei ihrem höchsten Schaffen jene Teilung gar nicht zuläßt, durch welche die Fabrik den Sieg über das Handwerk gewann. Sie verhält sich überhaupt zur materiellen Arbeit wie die Zeit zum Raume. Darum arbeitet wohl eine Periode der andern geistig in die Hand, nicht aber gleichzeitig der Handlanger dem Gesellen, der Geselle dem Meister. Wenigstens nicht bei den höchsten Schöpfungen des künstlerischen und wissenschaftlichen Genius. Homer und Sophokles und Shakespeare sind Mitarbeiter, Arbeitsteiler des modernen Dichters; ein gleichzeitiges, mechanisches Teilen der Arbeit, wie wenn der Meister die Gedanken macht, der Geselle die Verse hämmerte und der Lehrling die Reime daran lötete, gibt es hier nicht.
Wenn Meister und Schüler miteinander an einem Bilde gemalt haben, so nennen wir es ein „Atelierbild" und schätzen es weit geringer als das Bild, welches der Meister allein gemacht hat. Französische Lustspiele, bei welchen zwei oder gar drei Verfasser auf dem Titel genannt sind, belächeln wir von vornherein als „Fabrikware". Ein Geschichtsbuch als Kunstwerk kann nur ein einzelner schreiben; beim Zusammentragen von bloßem Quellenmaterial zur Geschichte können viele sehr zweckmäßig zusammenarbeiten. Das letztere bezeichnet aber eine tiefere, handwerkliche, wenn auch sehr notwendige Stufe wissenschaftlicher Tätigkeit. Goethe hat sich bei seiner Iphigenie nicht helfen lassen; er hätte jedoch die Iphigenie nicht dichten können, wenn ihm die klassische Kunst der Hellenen nicht vorgearbeitet hätte.
Wir müssen darum zwischen zweierlei Teilung der Arbeit unterscheiden lernen. Bei den höchsten Leistungen der Handarbeit nehmen mehrere nebeneinander an demselben Arbeitsobjekte teil; bei den höch-

sten Leistungen der reinen Geistesarbeit bleibt das Arbeitsobjekt ungeteilt, aber Jahrhunderte haben in stetigem Nacheinander demselben vorgearbeitet. Dies gilt nicht bloß von den Werken der Gelehrten und Künstler, es gilt auch von den eigensten Plänen und Taten genialer Feldherren und Staatsmänner. Die wahren Mitarbeiter Friedrichs des Großen, Napoleons, Bismarcks standen nicht neben ihnen, sondern lebten vor ihnen.

Schon durch dieses Gesetz der zeitlich, periodenweise geteilten Geistesarbeit führt sie, bewußt rück- und vorblickend, die ganze Kette der Entwicklung der Nation stetig fort von einem Ring zum andern. Die Arbeitsprodukte sind Urkunden dieses Ganges und wirken eben als solche mächtig dahin, das historische Selbstbewußtsein des Volkes wach zu erhalten.

Auch wo die Geistesarbeit bloß ein vorwiegender Faktor zur Erzeugung wirtschaftlicher Güter ist, teilt sie sich zeitlich und ideell, nicht räumlich und mechanisch. Der industrielle Erfinder nimmt aus den Händen seiner Vorerfinder halbgereifte Gedanken, um sie weiter zu zeitigen, aber er verschließt sich dabei in seine einsame Werkstatt.

Die reine Geistesarbeit ist so persönlich, daß wir aus ihr nicht bloß einen persönlichen Besitz der materiellen Frucht der Arbeit herleiten, sondern sogar ein ideell persönliches Anrecht *an den Besitz der Arbeit selber*. Schöpferische Gedanken, welche individuelle Form in meinem Geiste gewannen, gehören schon als Arbeit mir so persönlich an, daß einer mir diese Gedanken *stiehlt*, der sie schlechtweg sich aneignet und für selbsterarbeitete Gedanken ausgibt. Den Gedanken darf und soll er mir nehmen, nicht aber das Gepräge meiner persönlichen Arbeit. In Zeiten, wo die Völker noch minder persönlich sind, und folglich auch die Arbeit minder persönlich, gibt es kein Plagiat. Die Chronisten des Mittelalters plündern einander lustig aus und im besten Glauben; allein sie verbreiten dabei nur Gedanken und Kenntnisse, ohne sich dieselben als persönlich erarbeitet aneignen zu wollen. Erst wo der Stil, als das Wahrzeichen der individuellsten Arbeit kommt, beginnt das Plagiat.

Vor Zeiten maß man die Kranken, um zu sehen, ob die Krankheit wachse. Ähnlich würde der verfahren, welcher die Geistesarbeiter eines Volkes zählen wollte, um zu ergründen, ob die Macht der ideellen Ar-

beit im Steigen begriffen sei. Geistesarbeit läßt sich überhaupt nicht in Ziffern messen und schätzen. Je mechanischer hingegen die Arbeit, um so sicherer ist die Statistik. Bei der äußerlichsten Handarbeit stellt je ein Arbeiter eine durchschnittlich gleiche Arbeitskraft dar, und indem man die Arbeiterzahl addiert, kann man in ihrer Summe zugleich die Summe der Arbeitskraft lesen. Wissen wir, daß tausend Arbeiter in einer Baumwollspinnerei beschäftigt sind, so können wir Arbeitskraft und Produktion der Fabrik leicht berechnen. Wissen wir dagegen, daß hundert gedruckte und ungedruckte Dichter in einer Stadt Verse machen, so wissen wir gar nichts. Die Geistesarbeit ist so persönlich, daß sie aller Zahlenstatistik spottet. Man kann sie nur erkennen und schildern, d. h. man kann sie nur in einer geistigen Statistik fassen, die sich selber wieder als ein Produkt des persönlichsten wissenschaftlichen Forschens und Gestaltens darstellt.

Wie hat man sich nicht geplagt, die Spitzen der Geistesarbeiter als „Kapazitäten" in feste Formen eines Wahlgesetzes einzufangen! Man erklärte da wohl die promovierten Doktoren, dann Advokaten, Ärzte usw. für „Kapazitäten". Als ob alle Doktoren usw. Kapazitäten sein müßten, und als ob nicht oft gerade die höchsten und arbeitsmächtigsten Kapazitäten schlechthin gar nichts wären, weder Doktoren, noch Advokaten usf. Eine Kapazität ist eine ganz bestimmte Person, die man mit Namen nennt; je größer die Kapazität, um so mehr ist sie für sich eine Gattung und paßt gar nicht in die gangbaren Zunft- und Berufskreise.

Obwohl nun aber die Geistesarbeit mit Händen so wenig zu greifen ist, wie der Geist überhaupt, so ist sie doch die entscheidendste Macht für die bewußte Fortbildung der Volkspersönlichkeit, und wenn wir an den Gewerbeprodukten ein Gepräge nationaler Arbeit erkennen, so geschieht dies doch nur, insoweit in dem veredelten und geformten Stoff ein Stück Geistesarbeit ruht.

VII. KAPITEL: DER ZUSAMMENHANG ZWISCHEN VOLKSGEIST UND ARBEITSPRODUKT WIRD AM KLARSTEN IN DER GEISTESARBEIT

Es gab vor hundert und zweihundert Jahren schon Sittenprediger genug in Deutschland, welche unserem Volke das Entnervende der Ausländerei in den Moden des Tages zorneifrig zu Gemüt führten. Sie fanden

auch allerlei Anhänger, und diese trugen oft abenteuerlich genug ihren patriotischen Reinigungseifer zur Schau. Allein sie hinderten dennoch nicht, daß französisches Gewand und Gerät das Abzeichen der tonangebenden vornehmen Kreise blieb, daß fremde Baumeister unsere Paläste bauten und fremde Tanzmeister unserer Jugend Schick und Anstand lehrten.

Die Zwingherrschaft der fremden Arbeitsprodukte jeglicher Art kam von oben, sie entsprang aus den bewältigenden Einflüssen der reinen Geistesarbeit; sie ließ sich darum nicht hinwegpredigen, solange Kunst, Literatur und Wissenschaft im großen und ganzen undeutsch blieb.

Paris hieß im Mittelalter die „philosophische Stadt", und die Pariser Universität war in der Tat durch Jahrhunderte die Metropole der abendländischen Philosophie, wohin die großen deutschen Scholastiker so gut wie später die Mystiker und Humanisten wallfahrteten, um für das gelehrte Ringelrennen die große Schule reiten zu lernen. Zuerst war Paris das Ziel der „Gelehrtentour", dann der „Künstler- und Kavalierstour" und zuletzt machten sich dann auch die Schneider, Kunstschreiner und Friseure dorthin auf den Weg. Wären nicht Abälard und Gerson die Pariser Lichter der Welt gewesen, wer weiß, ob sich nicht später die deutschen Schneider ihr Licht anderswo angezündet hätten.

Die Herrschaft der Moden, welche ein Volk über das andere übt, ist nichts weiter als eine Herrschaft der Arbeitsprodukte, in welchen mit einem Stück Geistesarbeit zugleich ein Stück eigentümlichen nationalen Geistes steckt. Darum ist diese Herrschaft so tiefgreifend, weil sie beim Geiste anfängt. Im 16. Jahrhundert herrschten noch die Augsburger Moden in Oberdeutschland, nicht zunächst, weil selbiger Zeit so große Modehandwerker in Augsburg arbeiteten, sondern weil damals und vorher so große Gelehrte und Künstler in der Stadt gewirkt hatten und weil Augsburg nicht bloß ein Stapelplatz des Handels war, sondern auch jener neuen italienischen Kunst und Wissenschaft der Renaissance, welche das Mittelalter bezwang.

Ein deutscher Elsässer erklärte mir einmal — lange vor 1870 —, er sei kein Deutscher. Auf meine Frage, warum er denn kein Deutscher heißen wolle, da er doch durch Stamm und Sprache rein unserem Volke angehöre, erwiderte er, weil er so lange keinen Respekt vor den Deut-

schen haben könne, als dieselben in ihren Moden und Bräuchen fort und fort bei den Franzosen betteln gingen. Der Mann hatte nicht ganz unrecht; denn diese Bettelfahrt nach Pariser Kleidern und Hausrat ist die letzte Folge unserer ehemaligen Abhängigkeit von französischer Kunst und Literatur und Politik. Und solange die Franzosen sehen, daß unser tägliches Leben vom Geist ihrer Arbeitsprodukte erfüllt ist, werden sie auch meinen, wir beugten uns politisch dem Franzosentum. Oder wollt ihr sie wirklich überzeugen, der Haß der Deutschen gegen die revolutionäre Despotie Napoleons III. sei so glühend, wie es in den deutschen Zeitungen zu lesen steht, solange die deutschen Frauen im Reifrock der Kaiserin Eugenie einhergehen?
Im 16. Jahrhundert herrschte die spanische Hoftracht und bestimmte die vornehme Mode (welche dann nach Jahrzehnten allgemeine Mode zu werden pflegt). Die spanische Tracht wurde im 17. Jahrhundert durch die französische verdrängt, nicht, weil die Franzosen damals die besten Schneider, sondern weil sie den berühmtesten König hatten, den glänzendsten Hof, die besten Dichter und Schriftsteller. Die besten Schneider kamen dann von selbst hinterher, und nachdem die französischen Bücher in aller Welt Mode geworden waren, konnte auch der Pariser Kleiderschnitt Weltmode werden.
Große Industriezweige eines Volkes können den Weltmarkt erobern, ohne daß darum Sprache, Sitten und Moden dieses Volkes weltherrschend werden. Wenn aber die Literatur eines Volkes den Weltmarkt gewinnt, wenn infolgedessen seine Sprache weltherrschend wird, dann dringen auch seine Sitten und Moden in fremde Länder und seinem Gewerbefleiß fällt von selber ein voller Anteil dieser friedlichen Eroberung zu.
Wie nun die Produkte der reinen Geistesarbeit am frühesten und klarsten den Charakter eines Volkes spiegeln, so e r k e n n e n die Völker auch das Persönliche ihrer Arbeit zuerst in den Werken des Geistes. Lange bevor man von einer nationalen Industrie spricht, betont man den nationalen Gehalt der Literatur und Kunst. Früher auch als ein Volk das instinktive Weben und Spinnen seines eigenen Geistes in der Bauernsitte sich selber gegenständlich macht und um der nationalen Arbeit willen liebt und studiert, faßt die gebildete Schicht der Nation ein Herz für die eigenen Geisteswerke. Die Erkenntnis geht auch hier

von oben nach unten. Man schrieb selbständige Kirchengeschichten, Literatur- und Kunstgeschichten, bevor man daran dachte, die Geschichte des Handwerks, des Handels, des Landbaus selbständig zu behandeln.
Die Deutschen des 18. Jahrhunderts erkannten den Zauber der nationalen Arbeit bei Klopstock und Lessing lange bevor sie den Einfluß eines im nationalen Geiste entwickelten Gewerbes zu würdigen wußten. In der Poesie kehrte man damals früher zum rein deutschen Gepräge zurück als in der Tonkunst, in dieser wiederum früher als in der Architektur. Das heißt, je geistiger die Kunst, um so rascher zeigte sie den Zeitgenossen das nationale Gepräge. In denselben Tagen, wo wir wieder bewußt und eifrig nach einer neuen deutschen Nationalliteratur rangen, predigte Justus Möser begeisternd von den Volksaltertümern, die sich in Arbeit und Sitte des niedersächsischen Bauernvolkes bewahrt hatten, allein erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, diese Ideen Mösers fortzubilden und den moralischen Besitz solcher Schätze ältester vaterländischer Gesittung in allen Gauen zum Gemeingut der gebildeten Deutschen zu machen.
So geht die Erkenntnis der nationalen Arbeit von der Spitze abwärts, weil in den geistigen Arbeitskreisen überhaupt die Arbeit zur persönlichsten Tat wird, und zwar nicht bloß zur individuell persönlichsten, sondern auch zur volkspersönlichsten.
Darum bleiben uns in Tagen großen nationalen Unglücks die Geisteswerke unseres Volkes der letzte Trost und das Feuerzeichen der Hoffnung.
In schwerer Zeit soll man sich s a m m e l n. Dieses Sammeln ist aber nichts anderes, als sich wachrufen, was man Rechtes und Schlechtes gedacht und getan, in sich gehen, daß sich uns der ganze inwendige Mensch nach außen kehrt und wir uns unserer selbst bewußt werden. So sollen es auch die Völker machen. Meint man aber, es heiße sich sammeln, wenn man bloß an die Not der Stunde denkt, an den Schrekkensschritt des Krieges und das bleiche Angstgesicht der Börse? All den ererbten Schatz großer nationaler Taten sollen wir uns aufschließen und in doppelter Treue festhalten, und zu diesem Schatz gehören dem Deutschen vor andern auch die vielen stolzen Werke des Geistes. Ein Krieg, der zunächst die reine Geistesarbeit lähmt und uns über der Not

des Augenblicks die Großmacht unserer geistig-sittlichen, unserer idealen Kultur vergessen läßt, hat für uns mit einer verlorenen Hauptschlacht begonnen, noch ehe die erste Kanone abgefeuert ist. Gerade in der Zeit der alten napoleonischen Demütigungen erinnerten sich unsere besten Männer wieder alter und neuer deutscher Geistesarbeit in Kunst und Wissenschaft; man hielt Vorträge nicht bloß über die Tagespolitik, sondern auch über die neu erstandenen Nibelungen und derlei unpolitische Dinge, man s a m m e l t e sich im Geiste der damaligen historischen und romantischen Schule, und diese Erhebung des Volksgeistes in den höchsten Schichten wirkte mit zur Erhebung des ganzen Volkes.

Dem entgegen sieht es schier traurig aus, daß in unseren Tagen (1862), sowie nur Krieg und Aufruhr droht, die reine Geistesarbeit sofort in die Ecke geschoben wird. Man glaubt, Kannegießern mache den echten Patrioten, da doch nur das treue Festhalten am eigensten Beruf, der gesteigerte Ernst des Wirkens in jeglichem Kreise den echten Patrioten macht. Tausende verlieren in bewegter Zeit stracks alles Organ für die Werke des Geistes, weil ihnen diese eben nur Spiel und Genuß waren. Jeder muß sparen, aber statt beim guten Essen und leeren Vergnügen beginnt man das Sparsystem bei seiner inwendigen Erziehung und Erhebung, wohl gar beim Unterricht der Kinder. Wir Deutsche sind so stolz auf unsere geistige Macht und werfen unsere geistigen Bedürfnisse doch also rasch über Bord, wenn die Börsenkurse nur etliche starke Ohrfeigen erhalten. Wir haben es erlebt in den Jahren 48 und 49 und teilweise auch im Jahre 59: Wenn die Staatspapiere um 10 Prozent fallen, dann gehen die Aktien der Literatur und Kunst sofort um 20 Prozent zurück, die Aktien des sinnlichen Luxus und Genusses dagegen kaum um fünf.

Nun ist es gegenwärtig ein Glaubenssatz, daß die Völker in Sachen der materiellen Wirtschaft eines unabsehbaren Fortschreitens fähig seien. Es wäre dann aber arge Ketzerei, wenn wir das gleiche nicht auch von der Geistesbildung annähmen. Und so dürfen wir immerhin auf eine Zukunft hoffen, in welcher wenigstens die gebildete Volksschicht erkennt, daß die Völker durch ihre nationale Arbeit sich als lebensfähig ausweisen, daß aber der Faktor der Geistesarbeit einem jeden Arbeitsprodukte erst jenes nationale Gepräge gibt und daß folglich die Werke

der reinen Geistesarbeit am klarsten einen Ausweis liefern. Sind diese Sätze ins Gemeinbewußtsein übergegangen, dann wird man es auch allgemein als eine Sünde an der Nation erkennen, wenn in bedrängter Zeit gerade die Reichsten und Vornehmsten zuerst die Produkte der reinen Geistesarbeit als entbehrlich von ihrem Budget streichen und keine Bücher und Kunstwerke mehr kaufen, damit der Fonds für glänzende Küche und Garderobe nicht beschnitten zu werden braucht.

Die gewaltige Kulturmacht der reinen Geistesarbeit ist wohl sonnenklar. Bilden aber die Geistesarbeiter eine ähnlich imponierende soziale Macht? Sie tun dies nicht, weil sie in viele Gruppen zerspalten sind, von denen jede ihr Sonderinteresse verfolgt. Die Arbeiter, die Bauern, die Industriellen, Handwerker, Kaufleute haben viel mehr Gemeinbewußtsein und pflegen weit lebhafter ihr soziales Gesamtinteresse als die Männer der Geistesarbeit. Was kümmert der Literat den Offizier, der Künstler den Geistlichen, der Lehrer den Richter, die „unbesoldete Intelligenz" die „besoldete"? Man ist ja viel geneigter, die Vetterschaft abzulehnen als anzuerkennen. Infolge der Zerspaltung und Machtlosigkeit der sozialen Gesamtgruppe der Geistesarbeiter hat darum auch der Staat, hat die politische Partei die großen Leiden der kleinen Leute der Geistesarbeit noch viel weniger zur „sozialen Frage" gestempelt und diese Frage zu lösen oder auszubeuten gesucht, wie es bei der Notlage der Arbeiter, Bauern oder Handwerker geschieht. Gelänge es einem Staatsmann oder Agitator, das soziale Gemeinbewußtsein der bedrängten und hilfsbedürftigen Geistesarbeiter zu wecken, zu festigen und durch hilfreiche Hand sich dienstbar zu machen, — er würde eine ungeahnte neue Macht ins Feld führen.

VIII. KAPITEL: DIE GEISTESARBEIT SONDERT UND EINT DIE VÖLKER

Der Meister der reinen Geistesarbeit hat keine Kundschaft, sondern ein Publikum. „Publikum" ist das Volk, sofern es Werke der Geistesarbeit in sich aufnimmt; man gibt ihm aber in diesem Sinne den lateinischen Namen, weil wir ja überhaupt so lange gewöhnt waren, uns den Geist nur lateinisch zu denken. Sein Publikum haben, heißt soviel als eine stetige Gefolgschaft und Jüngerschaft besitzen. Nicht weil diese Getreuen eines bestimmten Geisteswerkes augenblicklich

bedürften, sondern weil der Meister ein solches bietet, nehmen sie es hin. Der reine Geistesarbeiter ist nichts ohne ein Publikum; aber er ist noch weniger als nichts, nämlich eine erbärmliche Mittelmäßigkeit, wenn er dieses ihm so notwendige Publikum nicht beherrscht, wenn er auf Bestellung arbeitet wie der Handwerker oder auf Vorrat wie der Fabrikant.

Man sagt, Nachfrage und Arbeit bedingen sich gegenseitig; je materieller aber das Arbeitsprodukt, um so entschiedener wird die Arbeit bedingt durch die Nachfrage, je geistiger, um so entschiedener die Nachfrage durch die Arbeit.

Der echt schöpferische Geist, das Genie der reinen Geistesarbeit läßt sich nicht bestimmen durch Nachfrage und Bedarf, die außer ihm liegen; es bestimmt sich durch sich selbst, sein eigenes Schaffensbedürfnis ist ihm die einzig maßgebende Nachfrage und statt sich durch den Bedarf bestimmen zu lassen, bestimmt es selber vielmehr tausendfach neuen Bedarf auf Punkten, wo dergleichen kein Mensch ahnte. Der echte Schriftsteller sagt: „Ich schreibe nicht, was man lesen will, sondern ich schreibe, was ich schreiben will. Hab ich es geschrieben, dann wird man es auch lesen müssen." Darum geschieht es auch wohl, daß ein frei geniales Geistesprodukt im Augenblick ziemlich überflüssig erscheint, während es nach Jahrzehnten zu einem wahren Kulturbedürfnis wird.

Obgleich nun aber der echte Genius bloß schafft, weil er in sich selber das Bedürfnis dieses Schaffens trägt, so wird er doch erfolglos verderben, wenn die Selbstbestimmung seines Schaffens nicht zusammentrifft mit dem nationalen Bedürfnis und mit den Bedürfnissen der Zeit. Ich meine bei dieser „Zeit" dann freilich nicht bloß den Augenblick, da das Produkt zu Markte kommt, sondern die Epoche, das heißt einen Augenblick, der sich nach Menschenaltern mißt.

Wie aber der Meister der Geistesarbeit über dem Publikum und seinen Bedürfnissen stehen und andererseits doch auch wieder in dem Publikum und dessen Bedürfnissen gewurzelt sein soll, so stehen die Großmeister des schaffenden Geistes auch über den Nationen, obgleich gerade sie besonders tief in ihrer Nation wurzeln. Nicht bloß die Scheidung der Nationen stellt sich am klarsten dar in der Geistesarbeit, sondern gegenteils auch die Einheit der Kulturvölker. Wir sprechen von einer Weltliteratur in der Nationalliteratur und denken dabei an

Männer wie Homer und Sophokles, wie Dante, Shakespeare und Goethe; wir reden von Heroen der Kunst, der Wissenschaft, der Staatsleitung, welche der Welt angehören, nicht weil sie flache Kosmopoliten gewesen wären, deren Werke des nationalen Gepräges entbehrten, sondern weil sie umgekehrt so tief und rein national arbeiteten, daß wir im nationalen Geiste bei ihnen nun erst recht klar das ewig Menschliche erkennen.

Wer war ein echterer Grieche als Sophokles, ein echterer Italiener als Dante, ein echterer Brite als Shakespeare! Dennoch gehören sie der Weltliteratur, ja wir Deutsche glauben oft die feinsten Züge unserer nationalen Art in den Werken der Griechen, des Italieners und Briten wiederzufinden, wo dieselben gerade am festesten in ihrem Volksgeiste stehen. Nun fürchten wir wohl zu verausländern, wenn wir uns überwiegend oder gar ausschließlich mit fremder Tagesliteratur und Modekunst befassen, oder wenn wir solche fremde Geisteswerke, die bloß einen gewissen nationalen Wert in ihrer Heimat haben, allzu reichlich der Jugend zum Studium darbieten. Kein Vernünftiger aber fürchtet dergleichen bei den Werken der Weltliteratur. Wir können sogar literargeschichtlich nachweisen, daß das Studium der griechischen Weltpoeten und Shakespeares uns Deutsche im vorigen Jahrhundert erst wieder recht zu uns selbst gebracht und uns deutscher gemacht hat in unserer Kunstpoesie, als wir es seit langer Zeit gewesen.

Durch eigenartige Arbeit legitimiert sich eine Nation als Nation; durch Werke der Geistesarbeit, welche zu weltgeschichtlicher Bedeutung aufsteigen, erweist sich ein Volk als eine Kulturgroßmacht unter den Völkern. Und wie die persönlichste Arbeit, die reine Geistesarbeit, die Volkscharaktere am schärfsten scheidet, so erwächst aus ihr andererseits auch die festeste, Völker und Zeiten verbindende Einigung der ganzen gesitteten Welt.

IX. KAPITEL: VOM SCHUTZ DER NATIONALEN ARBEIT

Nun komme ich auf ein bei gar vielen hochverpöntes Wort; es ist aber doch ein gutes Wort, wenn man es nur recht gebraucht. Das Wort heißt: „Schutz der nationalen Arbeit". Daß ich in diesem Zusammenhange

nicht an Schutz für inländisches Roheisen und Rübenzucker, an Schutz durch Prämien, Monopole und Zölle denke, liegt wohl auf der Hand. Aber Schlagwörter, welche andauernd einen solchen Zauber üben, wie ihn der Ruf nach „Schutz der nationalen Arbeit" lange Zeit geübt hat, pflegen, wenn auch mißbraucht, eine tiefe und weitgreifende Wahrheit zu bergen, und es fragt sich, ob nicht jenes trefflich gemünzte Wort, da man es einseitig auf den Zollschutz der deutschen Fabrikindustrie anwandte, weit bestechender auf viele Leute gewirkt hat, als die daran geknüpften, oft viel weniger scharf gemünzten Beweisführungen.

Es gibt zweierlei Schutz nationaler Arbeit: einen vorübergehend zweckmäßigen und einen allezeit notwendigen. Der erstere wird von Staats wegen gemacht, der andere macht sich im Volke von selber; über Maß, Ziel und Mittel des einen wird man immer streiten, über Maß, Ziel und Mittel des anderen Schutzes sollte man immer einig sein.

Wenn der Staat ausländische Gewerbeprodukte, ausländisches Korn und Holz hoch besteuert, damit die einheimische Industrie und Bodenkultur nicht erdrückt werde oder mindestens Zeit und Luft gewinne, um zu ebenbürtiger freier Konkurrenz mit dem Auslande heranzuwachsen, so schafft er einen vorübergehenden Schutz der nationalen Arbeit, der nach Umständen nützlich oder schädlich sein kann. Bedenklich wird diese Politik des Schutzes, wenn sie allgemein begehrt wird, so daß ein Wettjagen aller Berufe beginnt um Zollschutz gegen die unangenehme fremde Konkurrenz, wie ja die Gärtner von Passau bereits petitioniert haben, daß man Deutschland schützen möge vor der Überschwemmung durch den italienischen Blumenkohl des Herrn Cirio. Bedenken erregt aber auch eine Schutzpolitik, welche bald diese, bald jene Berufsgruppe durch Zölle erfreut, um sie für politische Parteizwecke zu gewinnen.

Von allen diesen Dingen rede ich hier nicht, sondern von dem notwendigen Schutze, welchen jedermann der nationalen Arbeit zuwenden muß, indem er den Werken, die aus dem Geiste der eigenen Nation geboren sind, die diesen Geist in uns selber steigern und festigen, den Vorzug gibt vor Werken fremdländischer Form und fremdländischen Gehaltes. Daß wir so universell und empfänglich gearteten Deutschen uns darum doch nicht den bedeutenden Leistungen anderer Völker

verschließen, ja daß wir unsere eigenste Kraft bewähren, indem wir sie uns verdeutschen, das versteht sich dabei von selbst.
Rohstoffe und Gewerbeprodukte, welche gar kein oder nur ein ganz geringes Gepräge des persönlichen geistigen Schaffens zeigen, kauft man da, wo man sie am besten und billigsten bekommt. Die deutsche Hausfrau wird nicht undeutsch, wenn sie aus englischem Garn ihre Strümpfe strickt, und wem eine Havannazigarre besser schmeckt als eine Pfälzer, der mag sie, wenn er sie bezahlen kann, unbeschadet seiner patriotischen Gesinnung rauchen. Jedermann weiß, wie bedeutend gerade jene materiellsten Arbeitszweige zum Reichtum und zur wirtschaftlichen Macht des Volkes beitragen, jeder brave Mann wünscht auch, daß das Vaterland die anderen Länder im Wettkampf solcher Arbeit erreiche und überflügle; allein jeder kluge Mann weiß auch, daß der beste Schutz, den man solcher Arbeit gewährt, oft genug darin besteht, sie gar nicht zu schützen, sondern sie recht frei gewähren zu lassen.
Etwas anderes ist es aber mit den Arbeitsprodukten, in welchen sich irgendein individueller Geist und Geschmack ausspricht, von den einfachsten Erzeugnissen des Luxus- und Kunstgewerbes bis zu den höchsten Schöpfungen der Kunst und Literatur. Der Genius der Nation wirkt aus diesen Werken, und es ist nicht gleichgültig, welchen Genius wir da dauernd auf uns wirken lassen, oft ohne uns dessen klar bewußt zu werden.
Die Mahnung an diesen „Geist der nationalen Arbeit" ist nicht neu. Als Friedrich List zuerst so mächtig seine Stimme für den Schutz der nationalen Arbeit erhob, dachte er zwar zunächst an die bedrängte Fabrikindustrie. Er wollte einzelne Industriezweige vor der Übermacht des Auslandes schützen, damit die Fabrikanten erstarken und zuletzt ebenso reichlich und billig fabrizieren könnten, wie ihre fremden Nebenbuhler. Er wollte einen erziehenden Schutz und verwies auf die Lehren der Geschichte, auf das Eigenartige und kräftige Erwachsen großer Volkspersönlichkeiten, wie der Engländer, Nordamerikaner und Franzosen im Zusammenhange mit dem Schutze, welchen sie ihrer nationalen Arbeit gewährt hatten. Er erkannte den Geist der Nationen im Geiste ihrer Arbeit. Die praktischen Maßregeln, welche er vorschlug, konnten bestritten werden, aber daß er aus vollem Herzen von der

nationalen Arbeit zu sprechen wagte, daß er das Recht der Nation in der Nationalökonomie forderte, dies ist der dauernde Ruhm Friedrich Lists. Die moderne h i s t o r i s c h e Schule der Volkswirtschaft, welche Wilhelm Roscher so fest und reich begründet hat, wußte die alten Irrgänge der ökonomischen Romantiker zu vermeiden, allein gerade in seinen feinen kulturgeschichtlichen Analysen der wirtschaftlichen Tatsachen geht auch Roscher fort und fort von den historischen Persönlichkeiten der Völker aus und gibt uns, ehe wir es selber merken, die ausgeführteste Geschichte der nationalen Arbeit.

Wenn man nun aber vordem vom „Schutze der nationalen Arbeit" redete, so griff man dabei nur drei Worte falsch. Das Wort „Schutz", indem man einseitig an Zwangsmaßregeln des Staates dachte, das Wort „national", indem man dabei nicht den Bezug der Arbeit zur Volkspersönlichkeit, sondern nur zum Volksreichtum im Sinne hielt, und endlich das Wort „Arbeit", denn man hängte sich nur an eine enge Arbeitsgruppe. (Die Worte wechseln eben wunderbar ihren Kurs. Galt doch auch das Wort „national" zur Zeit des vormärzlichen Liberalismus als der Gegenpol des Wortes „liberal", und nicht mit Unrecht; denn es setzt als Parteiprädikat den Standpunkt des historisch erfaßten Volkslebens voraus!)

Allein der wahre Schutz der nationalen Arbeit gilt gar nicht zunächst den Produzenten, sondern den Konsumenten, er geht nicht vom Staate aus, sondern von den Konsumenten selber, er kümmert sich gar nicht um Volkseinkommen und Geld und Erwerb, sondern lediglich um das luftige Gut des nationalen Geistes; es ist dieser Schutz auch nicht die Aufgabe einer Genossenschaft, sondern die Ehrensache jedes Gebildeten im einzelnen, er braucht auch nicht erst herbeigewünscht zu werden, sondern ist vielfach schon vorhanden.

Wie wir bei den Werken der reinen Geistesarbeit uns zuerst bewußt wurden des nationalen Gepräges der Arbeit überhaupt, so ward es auch hier zuerst im Volksbewußtsein als unsere verfluchte Schuldigkeit erkannt, daß wir die nationalen Werke der Geistesarbeit vor den fremden hegen und uns an ihnen erquicken und erbauen sollen. Unsere gesteigerte Bildung erkennt, daß die Werke unserer eigenen Meister für uns die nächsten und wichtigsten sind, nicht darum, weil sie überall schlechthin die besten wären, sondern weil sie uns eigen sind, unsere

persönliche Arbeit, die uns selber auch wieder persönlich machen wird und folglich auch mächtiger als Nation.
Die Bildung ist es, die solchergestalt einen ideellen Schutz der nationalen Arbeit zu schaffen beginnt, einen gewaltigen Schutz, weit über alle Monopolien und Schutzzölle.
Allein Geistesarbeit steckt nicht bloß in den reinen Werken des Geistes, sie ruht auch im Erzeugnis des Gewerbes und der Industrie. Und wenigstens bei den höheren Arbeitsprodukten dieser Gruppen spricht sich ein persönlich nationales Gepräge bestimmt aus im Geschmack der Form, in praktischer Gediegenheit, im Tiefsinn der Erfindung. Da schaut überall das Wahrzeichen geistigen Schaffens hervor.
Schmücken und verbessern wir unser tägliches Leben vorwiegend mit Gewerbeerzeugnissen, die nach Form und Anlage aus dem Geschmack und den Sitten einer fremden Nation hervorgewachsen sind, dann wird der deutsche Geist in uns dadurch schwerlich besonders angeregt und gehoben werden. Für den wahrhaft gebildeten Mann ist auch das kleinste Ding, welches ihn täglich umgibt, nicht gleichgültig. Er wird ebenso entschieden darauf sehen, daß der Stil seiner Zimmereinrichtung seinem Charakter entspricht, wie der Stil seiner Rede und Schrift. Ein hochgebildeter armer Teufel hat nur oft leider den Stil seiner Feder wohl in freier Hand, aber nicht den Stil seines Hausrates. Was soll man aber dazu sagen, wenn gerade unsere vornehmsten und reichsten Leute sich ihren Salon mit amerikanischen Schaukelstühlen und chinesischen vergoldeten Tischchen ausschmücken, dazu mit glänzend geschmacklosen französischen Kupferstichen und mit türkischen Teppichen, darein eine Koranstelle gewebt ist, welche jedoch weder sie selbst noch ihre Gäste lesen können! Welch inneren Zusammenhang hat denn ein solches Raritätenkabinett mit seinem Besitzer? Der echte Stockbauer, welcher sagt und singt, daß es gut steht im deutschen Land, wo man noch trägt ein eigen Gewand, wo man noch singt eigenen Sang und noch trinkt eigenen Trank, zeigt wahrlich mehr Takt und naive Bildung als solche sogenannten gebildeten Leute.
Denn die persönliche Macht einer Nation wurzelt darin, daß sie in allen Dingen und also auch in Schmuck und Sitte des täglichen Lebens sich eigenartig und persönlich weiterbilde, das beste Fremde in sich aufnehmend und sich verdeutschend, nicht aber es schlechtweg nachäffend;

und ein Volk, welches die Moden eines anderen beherrscht, besitzt bereits den ersten Schlüssel zur Herrschaft über den gesamten Geist dieses Volkes. Die Ehre, bloß quantitativ in der Masse der Gewerbserzeugnisse und dem daraus quellenden Volksreichtum den Nachbarn zu übertreffen, ist nicht groß, wenn wir uns qualitativ, wenn wir uns im Geiste der Arbeit von demselben meistern und gängeln lassen.

Eine lehrreiche Illustration zum vorstehenden Kapitel geben neuerdings die Nordamerikaner. Die Vereinigten Staaten machten sich politisch frei und mächtig, bevor sie eine Nation waren; sie sind letzteres auch heute noch nicht, obgleich sich die Ansätze einer anglo-amerikanischen Nationalität steigend hervorbilden. Sie haben ihre Sprache und Bildung aus Europa mitgebracht, und seit einem Jahrhundert vorwiegend mit der Pflege ihrer materiellen Interessen beschäftigt, waren sie in Kunst und Kunstgewerbe geraume Zeit abhängig von Europa. Neben der großen bäuerlichen Einwanderung, welche ihrem Boden Arbeitskräfte brachte, kam ein zwar viel kleinerer, aber doch bedeutender Einwandererstrom von Männern der Geistesarbeit jeglicher Art. Ein Jurist, der in Deutschland dreimal im Examen durchgefallen war, konnte in Amerika immer noch Tierarzt werden, ein Schulmeister, der bei uns hätte verhungern müssen, nährte sich drüben als Apotheker, ein Klavierspieler, den in der alten Welt kein Mensch hätte hören mögen, machte in der neuen Welt Konzertreisen. Bilder, die in Europa keine Käufer fanden, weil sie zu schlecht, mitunter aber auch, weil sie zu gut waren, fanden in Amerika offenen Markt. Diese Zustände haben sich geändert. Nach dem Vorgange der amerikanischen Literatur erstarkte die Kunst und das Kunstgewerbe und vielerlei andere geistige Betriebsamkeit; die Amerikaner trachten jetzt eifrig auch hier, die Arbeit selbst zu machen, welche sie sich früher von Fremden machen ließen. Neben der noch lange nicht erloschenen Einwanderung europäischer Geistesarbeiter bewegte sich jetzt ein starker Wanderzug junger Amerikaner und Amerikanerinnen nach Europa, die auf unsern gelehrten und technischen Anstalten, namentlich aber auf unsern Kunst- und Musikschulen studieren, um später die Früchte ihres Studiums im eigenen Vaterlande und für dasselbe zu verwerten. Dieser Weg zur Emanzipation der nationalen Arbeit kann nur gebilligt werden.

Wenn Amerika dagegen zu gleichem Zwecke jetzt die Einfuhr europäischer Kunstwerke durch Zölle zu beschränken sucht, so ist dies ein verkehrtes Mittel, und es wäre nicht minder verkehrt, wenn wir durch hohe Gegenzölle auf andere amerikanische Produkte antworteten. Die Kunstgeschichte zeigt uns zu aller Zeit, daß eine schwächere heimische Kunst durch freiesten Verkehr mit künstlerisch höher entwickelten Nachbarländern erstarkte, aber sie gibt kein einziges Beispiel, daß ein noch jugendliches Kunstleben durch Absperrung vom internationalen Wettkampfe eigenartig groß geworden wäre. Je weltoffener Kunst und Wissenschaft ist, je offener sie ringt mit fremder Kunst und Art, und ringend lernt, um so nationaler wird sie sich gestalten.

X. KAPITEL: DIE NATIONALE ARBEIT IM GESAMTEN VOLKSBEWUSSTSEIN

Fassen wir nun die Ergebnisse all des vorher Gesagten noch einmal rund zusammen:

Der Bauer zeigt uns das besondere nationale Gepräge in seiner Sitte, welche wurzelt und sich fest erhält in der Form seiner Arbeit.

Der Bürger kann nicht ruhen und beharren im überlieferten Herkommen wie der Bauer, aber in den Arbeitsprodukten soll er seinen eigenen Geist als einen nationalen kundgeben, und aus diesen erwächst für das ganze Volk dann wieder eine rastlos sich verjüngende, im Kerne aber gefestete, nationale Gesittung.

Je näher das Arbeitsprodukt der reinen Geistesarbeit steht, um so bestimmender und reiner tritt der nationale Charakter hervor. Je mehr dagegen der bürgerliche Gewerbetreibende bloßer Handarbeiter ist, um so näher steht er dann andererseits in seiner beharrenden örtlichen Sitte dem Bauern; und wenn also sein Arbeitsprodukt nicht derart ein Träger des nationalen Geistes sein kann wie das Werk des Kunsthandwerkers oder des reinen Geistesarbeiters, so bewahrt er dafür in seiner Person wieder um so mehr von jenen naiven Zügen heimischen Volkstums, die der andere oft bloß noch vom Hörensagen kennt.

Nun scheint es aber, als ob der Fabrikarbeiter ganz außerhalb des eben gezeichneten Rahmens der nationalen Arbeit stehe. Er erzeugt kein Arbeitsprodukt, welches seinen persönlichen Geist spiegelte. Die

Fabrik bringt massenhaft gleichförmige Arbeitsstücke, und Leute, welche bei der „nationalen Arbeit" zunächst nur an die Fabrikarbeit denken, geraten darum auch so leicht auf den Wahn, als nivelliere die moderne Arbeit immer mehr sich selbst und die Völker. Andererseits lebt der Fabrikarbeiter auch nicht mehr in der naiven Sitte des Volkes. Er ist nicht Fleisch und nicht Fisch. Schon der Umstand, daß ihm in der Regel die echte Teilung der Arbeit fehlt, reißt ihn aus dem Zusammenhang mit dem poesievollen Volksleben des Bauern. Denn die Fabrik spitzt zwar die künstliche Teilung der Arbeit auf das äußerste zu, vernichtet darüber aber nicht selten die natürliche, von Gott gesetzte.

Natürliche Arbeitsteilung ist: daß der Mann nach außen schafft, die Frau im Hause waltet, und das Kind spielt und lernt. Wenn nun aber, wie es so oft geschieht, Mann, Weib und Kind gleicherweise in der Fabrik arbeiten, so ist diese natürliche Arbeitsteilung vernichtet, und der Mann ist kein ganzer Mann, das Weib kein ganzes Weib, das Kind kein ganzes Kind, sondern sie sind alle drei nur ziemlich gleichartige gelderdienende Arbeitskräfte. Daß dann der eine den Knopf der Nadel macht, die andere den Stiel, das dritte die Spitze, das ist jene künstliche Arbeitsteilung, aus welcher uns reicher als je zuvor Geld und Gut erwächst; aus jener natürlichen Arbeitsteilung aber erwuchs seit uraltester Zeit das Eigenste unserer rein menschlichen Gesittung.

Von solchen Fabrikleuten, die kein Haus haben, sondern eine Schlafstätte, keinen Herd, sondern einen Teller in der Garküche, keine Familie, sondern nur ein Weib, welches nicht Weib, und ein Kind, welches nicht Kind ist, — wird man doch nicht erwarten, daß sie gleich dem Kleinhandwerker einer Landstadt die Bauernsitte unter den Bürgern festhalten und so in ihrer aus der Form der Arbeit aufwachsenden Sitte jenen Beitrag zur Ausprägung der Volkspersönlichkeit steuerten, den sie durch ihr mechanisch gattungsmaßiges Arbeitsprodukt nicht steuern können.

So bereitwillig man das moderne Fabrikwesen als notwendig erkennen, so hoch man seine Erfolge schätzen muß, so wenig darf man darum sein Auge den großen sittlichen und sozialen Gefahren verschließen, die zur Zeit noch immer aus der zwitterhaften Stellung der Fabrikarbeiter aufwachsen. Hierher gehört dann auch, daß ein solcher Arbeiter

weder nach Art des Bürgers noch des Bauern sein unmittelbar persönliches Teil an der nationalen Arbeit hat. Nur indem er — wie alle anderen fleißigen Leute — durch seiner Hände Werk das Volkseinkommen vermehrt, wirkt er mittelbar zur Entwicklung der gesamten Volkspersönlichkeit. Der ungenügende Lohn des Arbeiters kann erhöht, der Not von Krankheit und Alter kann gesteuert werden, aber das Tagewerk der meisten Arbeiter in den Fabriken wird immer die denkbar unpersönlichste Arbeit bleiben. Und hierin liegt ein steter Quell des Ungenügens und des sozialen Unfriedens.

Es ist der niederste Gesichtspunkt und der äußerlichste Begriff der nationalen Arbeit, wenn man sie faßt als die Summe der wirtschaftenden Menschenkräfte, welche zusammenwirken, um den materiellen Reichtum der Nationen herzustellen.

Wenn übrigens durch die große Masse der Fabrikarbeiter das persönliche Schaffen und die individuelle Volkssitte ein Stück Boden verloren hat in unserer Zeit, so dürfen wir nicht vergessen, daß andererseits die Zahl der Geistesarbeiter unglaublich gewachsen ist, daß sie eine Menge neuer Berufe gegründet und dadurch ihre Macht verzehnfacht haben, daß überhaupt die Geistesarbeiter die Führer der modernen sozialen Welt geworden sind. Sie vertreten aber gerade die persönlichste Arbeit und haben den besonderen Beruf, die ideelle, die sittliche Seite der Arbeit allezeit hoch emporzuhalten.

Die großen Meister der reinen Geistesarbeit schaffen in unsern Tagen mit dem Bewußtsein, daß sie in der Nation stehen. Jeder Arbeiter aber soll in diesem Bewußtsein schaffen lernen; denn jeder ist wenigstens ein Stück von einem Geistesarbeiter. Nicht der Eigennutz ist es, der, wie die Ketzerei mancher Nationalökonomen behauptete, im innersten Schwerpunkt die wirtschaftliche Welt bewegt und ihre Gesetze bedingt. Aus der sittlichen Erbärmlichkeit des puren Eigennutzens kann nie etwas Großes hervorgehen, und die Blüte unserer reich gesegneten Volkswirtschaft ist etwas Großes. Auch der geringste Arbeiter ahnt wenigstens, daß seine Arbeit eine sittliche Tat sei, und neben dem heilsamen Zwang, dessen auch der schöpferische Genius nicht entbehren kann, ist es das Bewußtsein dieser sittlichen Tat, das ihn in der Arbeit trägt und nach der Arbeit labt. Er will nicht bloß für sich arbeiten, sondern auch für andere, zunächst

für seine Familie. Dieser Ring erweitert sich mit der wachsenden Bildung und es sind nicht Narren und Idealisten, sondern unsere besten Männer, die über der Nation sich selbst in ihrer Arbeit vergessen haben. Und so soll beim wahren Vorschreiten der Kultur zuletzt jeden Arbeiter das Bewußtsein begeistern, daß er nicht bloß für sich und die Seinen, sondern zugleich auch für die Nation arbeitet, daß er mitwirkt, die Grundlagen unseres lebendigsten Lebens, unserer Volkspersönlichkeit, eigenartig zu gestalten. Erst wenn dieser Gedanke nicht bloß dem schöpferischen Mann, sondern auch dem Handarbeiter zündend durch die Seele leuchtet und ihn vorwärts treibt, wird man sagen können, daß sich die wachsende Selbsterkenntnis der Nationen dann auch vollgültig und leibhaftig darstelle in der bewußten, persönlichen nationalen Arbeit.

NACHWORT

Riehl hat sich wiederholt darüber verbreitet, warum die Außenseiter in den geistlichen Berufen, die Dilettanten, so häufig bahnbrechend, epochemachend gewesen seien. Auch in der Volkswirtschaftslehre sei das so gewesen. Die großen Begründer der nationalökonomischen und statistischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert seien für den zünftigen Fakultätsmann fast allesamt bloße Dilettanten gewesen. „Aber diese Dilettanten nennt die Geschichte heute noch; die meisten Fakultätsleute dagegen sind längst vergessen."

Vielleicht daß bei solchen Ausführungen Riehl ein wenig auch an sich selbst gedacht hat; denn mochte er auch Professor gewesen sein, in seiner Fakultät, der staatswirtschaftlichen, hat er stets als Außenseiter gegolten.

Schon der Weg, auf dem er Professor geworden, war nicht der landläufige gewesen. Am 6. Mai 1823 zu Biebrich, damals noch herzogliche Residenz, wo sein Vater Schloßverwalter war, geboren, wollte er ursprünglich Pfarrer werden. Zu diesem Entschlusse mag der erschütternde Eindruck, den auf den Knaben der Selbstmord des Vaters gemacht hatte, beigetragen haben. Bereits als Zwanzigjähriger bestand er die theologische Abschlußprüfung. Zur weiteren praktisch-theologischen Ausbildung schickte ihn seine nassauische Regierung nach Bonn. Das wurde für sein Leben entscheidend. Die Art und Weise, wie hier seine theologische Fortbildung betrieben wurde, enttäuschte ihn. Dagegen eröffneten ihm die starken künstlerischen und wissenschaftlichen Eindrücke, die ihm auf dem alten rheinischen Kulturboden und durch die historischen und politischen Vorlesungen Ernst Moritz Arndts und Dahlmanns vermittelt wurden, den Blick in eine neue Welt, neben der das Idealbild, das

er sich von einer Dorfpfarrei gemacht hatte, verblaßte. So reifte in ihm der Entschluß, der unmittelbar bevorstehenden Anstellung zu entsagen und sich „dem Studium des deutschen Volkes und seiner Gesittung" zu widmen.
Bereits als Student hatte Riehl mit Erfolg kleine Aufsätze und Wanderbilder veröffentlicht. Er wurde freier Schriftsteller und Journalist. In Frankfurt/M., in Karlsruhe, in Wiesbaden betätigte er sich in den Jahren von 1845 bis 1850 als Redakteur verschiedener Zeitungen. 1850 veröffentlichte er in Cottas Deutscher Vierteljahrsschrift den Aufsatz „Der deutsche Bauer und der moderne Staat". Der gefiel so gut, daß ihn Cotta für die Augsburger Allgemeine Zeitung als Redakteur engagierte. Es begannen nun in Augsburg die Jahre seines fruchtbarsten Schaffens. 1851 erschien sein erstes größeres Buch „Die Bürgerliche Gesellschaft". Ihm folgten 1853 „Land und Leute" und wieder zwei Jahre später „Die Familie". Alle drei Bücher faßte er zusammen unter dem Titel „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer Sozialpolitik". Später wurde ein vierter Band: „Wanderbuch" hinzugefügt.
Die Naturgeschichte des Volkes kann als Riehls Hauptwerk gelten, denn in ihm offenbart sich am deutlichsten das große Arbeitsziel seines Lebens: die Ausbildung einer deutschen Volkskunde, die sich auf die Kenntnis des lebendigen Volkes und erst in zweiter Reihe auf die toten Zeugen der Vergangenheit stützt. Wie der moderne Historiker nicht nur Buch-, sondern auch Archivstudien mache, fordert er bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde Wanderstudien.
Wir lesen, so schreibt er, in den Geschichtsbüchern, daß die Fürsten und ihre Räte in alter Zeit ihre Residenzen und Kanzleien wechselnd bald in diesem, bald in jenem Teile des Landes aufgeschlagen hätten. Sie absolvierten bei diesem Wanderleben ihre politischen Studien; denn sie lernten Land und Leute kennen. Heutzutage zögen die Fürsten nicht mehr von Burg zu Burg, und die Minister ritten auch nicht mehr regierungshalber durch das Land. Da nun die Staatsmänner nicht mehr auf die Wanderschaft gehen könnten, so sollten es wenigstens die politischen Schriftsteller für sie tun. — „Diese Erwägung trieb mich seit Jahren hinaus, die schönen deutschen Gaue zu durchstreifen, um im unmittelbaren Verkehr mit dem Volke diejenige Ergänzung meiner historischen, staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Studien zu suchen, die ich in den Büchern nicht finden konnte."
Die so entstandenen Untersuchungen des Volkslebens bilden erkenntnisreiche und anschauliche B e i t r ä g e zu einer deutschen Volkskunde, aber ein darauf sich gründendes wissenschaftliches System bilden sie, wie er selbst zugibt, nicht. Es werde eine seiner nächsten Aufgaben sein, so schrieb er 1855, das System der Staatswissenschaft, welches ihm allmählich aus den in der „Naturgeschichte des Volkes" niedergelegten Vorstudien aufgewachsen sei, in voller wissenschaftlicher Schärfe auszuarbeiten. Riehl hat, nachdem er dies schrieb, noch über vier Jahrzehnte lang gelebt und gearbeitet, aber die sich damals gestellte Aufgabe hat er nicht erfüllt. Man darf daran zweifeln, ob er

zu ihrer Ausführung überhaupt die Eignung gehabt hätte. Die von ihm gepflegte Kunstform ist das Essay, die Erzählung, die Novelle, hier erweist er sich als Meister, und auch wo er in Buchform größere Zusammenhänge aufzeigen will, bleibt der essayistische Charakter gewahrt. Die Art seiner Betrachtung und Stoffbehandlung ist der systematischen entgegengesetzt. Er unterläßt es, wie ihm vorgehalten worden ist, die aus einzelnen Anschauungen gewonnene Meinung „an allen Fällen zu prüfen", er begnügt sich damit, bei seinen Beobachtungen stehenzubleiben und die Lücken durch willkürliche Einfälle auszufüllen. Riehl ist eben nicht nur ein Mann der Wissenschaft, er ist Künstler und Poet. „Ihm ist das Volk nicht nur ein Organismus, der studiert, sondern ein Kunstwerk, das mit liebendem Gemüte erfaßt werden soll." Lieber wolle er, so schreibt er im Vorwort zur zweiten Auflage von „Land und Leuten", auf die Gelehrsamkeit verzichten als auf die künstlerische Freiheit der Darstellung. „Wie ich durch ein lustiges Wanderleben erst ins Bücherschreiben hineingewandert bin, so sollen auch meine Bücher allerwege lustig zu lesen sein; die Gelehrsamkeit soll darin stecken, ohne sich selbstgefällig zu präsentieren, und wenn der Autor auch mühselig und langsam, prüfend und zaudernd gearbeitet hat, so wünscht er doch, die Leser möchten gar nichts merken von dieser Mühsal, sondern meinen, das Buch sei nur eben so von selber geworden, nur so von ungefähr hingeschrieben, rasch und unverzagt wie auf der Wanderschaft und immer mit gutem Humor, ohne daß je der Autor vorher den gelehrten Schlafrock angezogen habe."
Wiederholt ist Riehl neben Justus Möser gestellt worden, nicht nur weil Möser in seinen Patriotischen Phantasien eine ähnliche Kunstform anwandte, sondern weil auch eine innere Verwandtschaft besteht. Beide sind begabt mit dem Sinn für das Hohe und Alltägliche des Volkslebens, beide stehen auf dem Boden einer ständischen Gliederung der Gesellschaft, beide sind Freunde eines in Stand und Sitte gefestigten Bauern- und Bürgertums, beide sind erklärte Feinde des politischen wie des sozialen Rationalismus, und als Anhänger des Kleinbetriebes stehen beide den Prinzipien unbedingter Arbeitsteilung mißtrauisch gegenüber. Daß es bei aller Wesensverwandtschaft zwischen zwei so ausgeprägten Persönlichkeiten auch große Verschiedenheiten gab, ist selbstverständlich, ganz abgesehen davon, daß der eine ein Kind des 18., der andere des 19. Jahrhunderts war. Um nur eine in die Augen stechende Verschiedenheit zu nennen, so besaß Möser als gewiegter Verwaltungsbeamter das bessere Verständnis für sozial sich auswirkende administrative Einrichtungen und Belange. Dagegen war Riehl, ohne darum Mösers Darstellungsgabe schmälern zu wollen, der größere Künstler, seine Darstellung ist farbiger und reicher an feinsinnigen Formulierungen.
Bei seinen Zeitgenossen galt Riehl als Reaktionär, und wenn man sich klar macht, daß auf dem Höhepunkt seines literarischen Wirkens in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts der Liberalismus, der Rationalismus, der Materialismus die öffentliche Meinung in starkem Ausmaße beherrschten,

so ist das begreiflich. Riehl hat den Vorwurf, Schildträger der Reaktion zu sein, stets von sich gewiesen. Eine „soziale Politik, d. h. eine Staatskunst, die auf das naturgeschichtliche Studium des Volkes in allen seinen Ständen und Gruppen gegründet sei, sei vielmehr eine vorausschauende, echt volksfreundliche Politik". Wenn er eine ständische Gliederung forderte, dann dachte er auch nicht an die rechtlich privilegierten Stände der älteren Zeit, sondern an eine „auf die Unterschiede von Arbeit, Besitzgrundlage und daraus erwachsender Gesittung" gegründeten „rein sozialen Gliederung". Die Wohlfahrt des Bauern ruhe auf einer anderen Grundlage als die des Bürgers. Der Bauer guter alter Art, der noch am reinsten seinen Standescharakter bewahrt habe, gilt ihm als die tragende soziale Macht des Beharrens. „Der Bauer als konservative Macht im Staate muß in seiner Wucht erhöht, seines Charakters Eigenart befestigt, seine Bedürfnisse müssen beachtet werden. Er muß auch gereinigt werden von den verdorbenen Bauern. Sein fester Besitzstand muß gesichert und, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder ausgerundet werden." Dagegen hält er den Bürger für den Träger der sozialen Bewegung. Eine solche Bewegung sei durchaus berechtigt, doch müsse sie in der durch Stand und Sitte gebotenen Bahn bleiben; denn sonst versänke der Bürger ins Proletariat, wobei er den Begriff des Proletariats anders faßt als üblich und darunter alle diejenigen versteht, die ihren Stand verloren haben und doch in keinen anderen eingetreten sind. Neben dem Proletariat der materiellen Arbeit gibt es für ihn auch ein Proletariat des Geistes. „Nicht in dem Verhältnis der Arbeit zum Kapital liegt der Kern der sozialen Frage, sondern in dem Verhältnis der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung. Die soziale Frage ist zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische."

Das waren Gedankengänge, denen eine spätere Zeit mit tieferem Verständnisse folgen konnte, als es Riehls Zeitgenossen vermochten. Es ist daher zu bezweifeln, ob Riehl an einer deutschen Universität eine Professur erhalten hätte, wenn er nicht in der Person des Königs Maximilian II. einen Gönner gefunden hätte. 1854 wurde er zum Honorarprofessor, 1859 zum ordentlichen Professor an der Universität München ernannt. Dem König Max, zu dessen berühmter Tafelrunde er gehörte, hat Riehl sein Buch „Die deutsche Arbeit" gewidmet. Es war vielleicht sein reifstes Werk. Er sah in ihm eine notwendige Ergänzung zu seiner „Naturgeschichte des Volkes"; denn ohne genaue Kunde von der Arbeit und deren Gesetze stünden alle noch so scharfsichtigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Psyche des Volkes in der Luft.

Schon vorher hatte Riehl (1857) im Auftrage des Königs sein Buch über „Die Pfälzer" geschrieben, das als Meisterstück einer volkskundlichen Einzeluntersuchung gelten kann. Doch war mit allen den bisher genannten Werken seine literarische Tätigkeit nicht entfernt erschöpft. Seine kleineren Kulturstudien, Charakterbilder, kulturgeschichtlichen Novellen füllen viele Bände. An der Universität hat er ununterbrochen und noch bis 14 Tage vor seinem

Tode am 16. November 1897 viel besuchte Vorlesungen aus seinem Arbeitsgebiete gehalten. Doch genügte ihm das Katheder nicht, um als Lehrer zu wirken. Wie das Wandern ihm Quelle der Erkenntnis geworden war, so wurde es ihm Mittel, sein Wissen zu verbreiten: in wissenschaftlichen Wandervorträgen, die ihn jahraus, jahrein durch ganz Deutschland führten, sah er eine wesentliche Aufgabe seines Wirkens. Nimmt man noch hinzu, daß er seit 1885 das Amt des Direktors des Bayerischen Nationalmuseums und Generalkonservators der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns bekleidete, dann erweist sich, wie in diesem arbeitsreichen Leben sich alles dazu vereinte, der Volkskunde zu dienen und das Wissen um sie zu verbreiten, — allerdings in der sich selbst gesetzten Beschränkung auf den deutschen Kulturboden. Man erzähle eben, meinte er, am liebsten von dem, was man am liebsten hab, — und das war die deutsche Heimat. Aus allen seinen Schriften weht ein Geist echter, aus der Tiefe des Heimatsgefühls geschöpfter Vaterlandsliebe. Seine Bücher sind dem Deutschen nicht nur eine Quelle der Anregung und Belehrung, sie erwärmen auch sein Gemüt.

Hauptwerke

1. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, Stuttgart. Bd. I: Land und Leute, 1. Aufl. 1854; Bd. II: Die bürgerliche Geselschaft, 1. Aufl. 1851; Bd. III: Die Familie, 1. Aufl. 1855; Bd. IV: Wanderbuch, 1. Aufl. 1869.
2. Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild, Stuttgart, 1. Aufl. 1857.
3. Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, ebd., 1. Aufl. 1859.
4. Die deutsche Arbeit, ebd., 1. Aufl. 1861.
5. Kulturgeschichtliche Charakterköpfe, ebd., 1. Aufl. 1891.
6. Religiöse Studien eines Weltkindes, ebd., 1. Aufl. 1894.

Schrifttum

1. Riehl (Deutsche Rundschau, Bd. XCIV, 1898).
2. Friedrich, Gedächtnisrede auf Riehl (Sitzungsber. d. philos.-philol. u. d. histor. Kl. d. kgl. bayer. Ak. d. Wiss. zu München, 1898).
3. E. Gothein, W. H. Riehl (Preuß. Jahrb. Bd. XCII, 1907).
4. Simonsfeld, Riehl (Allg. deutsche Biographie, Bd. LIII, 1907).
5. R. Kötzschke, Riehl (Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft N.F. II. 1898).

WEGBEREITER DEUTSCHER VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Lesestücke für Volkswirtschaftler bei der Wehrmacht

Herausgegeben von Professor Dr. August Skalweit

Heft 1 FRIEDRICH LIST, Das Wesen und der Wert einer nationalen Gewerbsproduktivkraft. 1840.

Heft 2 GUSTAV VON SCHMOLLER, Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung: städtische, territoriale und staatliche Wirtschaftspolitik. 1884.

Heft 3 WILHELM HEINRICH RIEHL, Die nationale Arbeit. 1861.

Heft 4 KARL BÜCHER, Arbeitsteilung und soziale Klassenbildung. 1892.

Heft 5/6 JOHANN GOTTLIEB FICHTE, Der geschlossene Handelsstaat. 1800.

Heft 7 JUSTUS MÖSER, Gebundene oder freie Wirtschaft (zehn Stücke zu diesem Thema aus seinen Patriotischen Phantasien). 1767—1790.

Heft 8 CARL ROBERTUS, Die Forderungen der arbeitenden Klassen. 1839.

Heft 9 LORENZ VON STEIN, Die organische Auffassung des Lebens der Güterwelt. 1868.

Heft 10 ADOLPH WAGNER, Rede über die soziale Frage. 1871.

Heft 11 GEORG FRIEDRICH KNAPP, Die Währungsfrage vom Staate aus betrachtet. Über die Theorien des Geldwesens. 1907, 1908.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Änderungen in der Auswahl und Reihenfolge der Lesestücke behält sich der Herausgeber vor.



VITTORIO KLOSTERMANN FRANKFURT AM MAIN

DEUTSCHES RECHTSDENKEN

Lesestücke für Rechtswahrer bei der Wehrmacht

Herausgegeben von Prof. Dr. Erik Wolf Freiburg i. Br.

Heft 1: OTTO VON GIERKE, Die soziale Aufgabe des Privatrechts, 1889.

Heft 2: RUDOLF VON IHERING, Der Kampf ums Recht, 1873.

Heft 3: FRANZ KLEIN, Zeit- und Geistesströmungen im Prozesse, 1901.

Heft 4: ANSELM VON FEUERBACH, Deutsche Gesetzgebung und historische Rechtswissenschaft, 1816.

Heft 5: SAMUEL PUFENDORF, Die Gemeinschaftspflichten des Naturrechts, 1668.

Heft 6: FRANZ VON LISZT, Der Zweckgedanke im Strafrecht, 1883.

Heft 7: CARL GOTTLIEB SVAREZ, Zum preußischen Volksgesetzbuch, 1793.

Heft 8: JOHANNES ALTHUSIUS, Grundbegriffe der Politik, 1603.

Heft 9: GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ, Über die Festigung des Reiches, 1670.

Heft 10: GUSTAV RÜMELIN, Über das Rechtsgefühl, 1871.

Heft 11: LORENZ VON STEIN, Verwaltungslehre und Verwaltungsrecht, 1887.

Heft 12: JOHANN OLDENDORP, Was billig und recht ist, 1529.

Heft 13: ADOLF MERKEL, Strafrecht und Kulturentwicklung, 1873/89.

Heft 14: FRANZ VON ZEILLER, Grundsätze der Gesetzgebung, 1806/09.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Änderungen in Auswahl und Reihenfolge der Lesestücke behält sich der Herausgeber vor.

VITTORIO KLOSTERMANN FRANKFURT AM MAIN

BUCHDRUCKEREI H. ROMBACH & CO., FREIBURG I. BR. 1944



